

Bum Besuch.

Von J. Lohmeyer.

Zu einer Karte von Oscar Pletsch.



Oscar Pletsch schickt seine Karte,
Eine neue, wie ich seh'.

Nun willkommen! Ich erwarte
Ihn vor Abend noch zum Thee.

Und schon hör' ich Schritte tappen
Auf dem Flur. Das muß er sein!
Wichtig! Unterm Arm die Mappen,
Tritt er frohgelaut herein.

Nun heraus mit deinen Schätzen
Vielbegehrter Bildermann!

In den Erker laß uns setzen,
Daß man gut auch schauen kann.

Ausgepackt! — Welch traute Fleckchen
Hinterm Busch und Baun versteckt!

Hofgewinkel, Garteneckchen,
Wie sie so kein Mensch entdeckt.

Schmucke Liebchen, trug'ge Bildchen
Mit Blizänglein blank und klug,

Struwellbüchchen, Schelmengrüßchen —
Nimmer sieht man sich's genug!

Wickelpüppchen, Hemdemägchen,
Blumen, Böglein überall,
Turtelkränbchen, Miezefäßchen,
Und Freund Spiz auf jeden Fall.

Kinderlust und Kinderwonne,
Stilles Glück im deutschen Haus,
Friedumhegter Liebesbrunnen —
O, wer singt, wer schöpft dich aus! — —

„Nun gut Nacht! die Sterne scheinen
Und noch weit hab' ich nach Haus.“ —
Halt mein Freund! Für unsre Kleinen
Gebt drei Blättchen noch heraus.

Diesen Prachtknirps mit dem Hütchen,
Jenen strampelbein'gen Zwerg,
Den für Trojan, den für Blüthgen
Und den Schelm für Oldenberg!

Das neue Kleid.

Von Georg Lang.

Die Wolle zu dem Kleide
Trug's Schäflein auf der Weide;
Dem ward sie abgenommen
Und ist zum Weber kommen.
Dem ist der Wollenfaden
Und auch das Tuch gerathen.
Dann kam das Tuch zum Schneider,
Der macht daraus die Kleider.

Und heute hat er eins gebracht,
Das ist für unser Kind gemacht.
Nun Geld heraus, du kleiner Wicht!

Der Schneider näht umsonst doch nicht,
Und auch der Weber will davon
Den Spinner- und den Weberlohn.
Ja, selbst der Hirte auf dem Feld,
Der will nicht hüten ohne Geld.
Das liebe Schäfchen nur allein
Will unbezahlt zufrieden sein.

„Und wollt ihr Geld zu eurem Lohn,
Mein lieber Vater gibt euch schon,
Dem Schäfchen aber bring' ich Klee,
Sobald ich's wieder weiden seh'!“

Ans der Heldenzeit der Schweiz.

II. Der Tag von St. Jacob an der Aar.*)

Von Fedor von Höppen.

Original-Zeichnung von Waldemar Friedrich.



ie Enkel der Männer, die auf dem Mülli schwuren, hüteten nicht allezeit mit gleicher Treue ihres köstlichen Erbtheils, der Eintracht. Parteiungen und Sondergeist lockerten das gemeinsame Band der Eidgenossen.

Um die hinterlassenen Güter des letzten Toggenburgers († 1436) entbrannte Streit zwischen den Landen Schwyz und Zürich. Keines von beiden gönnte dem andern das Erbe. Den Satzungen des Bundes gemäß suchten die übrigen Eidgenossen zwischen den streitenden Theilen zu mitteln. Ihr Schiedspruch fiel gegen Zürich aus; dieses aber versagte, sich ihm zu unterwerfen, und reizte durch Gewaltthätigkeiten gegen Einzelne den Unwillen Aller.

So geschah es (im Sommer 1440), daß die Züricher armen Leuten aus dem Toggenburgischen, welche, wie es alljährlich Brauch war, als Schnitter in das Aargau kamen, den Lohn der Feldarbeit verweigerten. Es war theuere Zeit. Arme Wittwen baten unter Thränen beim Rathe der Stadt um das gewohnte Korn zum Brode; sie wurden mit harten Worten abgewiesen und kehrten jammernd heim. Solche Grausamkeit erbitterte die Gemüther der Eidgenossen.

Mit Mühe wurde der auslodernde Kriegsbrand unterdrückt, und nur weil Zürich allein den übrigen Eidgenossen gegenüber sich nicht gewachsen fühlte, gab es zum Scheine nach. Heimlich aber suchten die Züricher das Bündniß des alten Feindes, den die Eidgenossen bei Morgarten und Sempach bekämpft, das Bündniß Oesterreichs. Wohl warnten die Besonnenen unter ihnen vor solchem Beginnen. „Es wird übel ausschlagen,“ sagten sie, „wenn die Schafe sich dem Wolfe verbinden und ihre Brüder übergeben.“ Aber Haß und Leidenschaft blendeten den Andern die Augen und im Rathe der Stadt überwog die Kriegspartei, an ihrer Spitze der Burgemeister Rudolf Stüssli, ein kluger und tapferer Mann, aber herrschsüchtig und gewaltthätig.

Soeben war Friedrich von Oesterreich, seines Namens der Dritte, zum deutschen Kaiser gewählt worden. Er befand sich auf dem Wege nach Aachen

zu seiner Krönung, als die Gesandten aus Zürich in seinem Hoflager eintrafen, ihn um Hülfe gegen die Eidgenossen zu bitten. Friedrich III. dachte seine kaiserliche Macht zu benutzen, um das alte Ansehen seines Hauses in jenen Landen wieder aufzurichten, insbesondere auch die verlorenen oder verpfändeten Herrschaften im Aargau wiederzugewinnen. Der Zwist der Eidgenossen kam ihm für diesen Plan zu statten. Er hieß deshalb die Boten von Zürich willkommen, versprach ihnen seinen Beistand und verabredete mit ihnen einen Bund, welcher Zürich und alle österreichischen oder österreichisch gesinnten Städte und Herrschaften zu beiden Seiten des Rhein von Basel bis Bünden umfassen sollte, gleichsam einen Gegenbund gegen die Eidgenossenschaft. Die Verträge wurden insgeheim zu Aachen unterzeichnet (14. Juni 1442). Den Gesandten der übrigen Eidgenossen aber versagte der Kaiser die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, es sei denn daß sie das Aargau an Oesterreich zurückgäben.

Vergeblich blieben die Mahnungen der Eidgenossen an Zürich, daß es nicht um eines zweifelhaften neuen Verbündeten willen die alte wohlerprobte Gemeinschaft verlassen möge; die Züricher verharteten bei dem Bunde mit Oesterreich und fanden Unterstützung bei dem Oesterreich anhangenden Adel des Landes. Da kündigten ihnen die Eidgenossen den Krieg an und zogen gen Zürich (Juli 1443).

Nabe bei Zürich, auf einer Anhöhe bei dem Kirchlein St. Jacob an der Sihl, einem kleinen Zuflusse der Limmat, erwarteten die Züricher den Angriff, aber schon nach kurzem Kampfe räumten sie das Feld und flohen in ungeordneten Haufen nach der Brücke der Sihl. Nur Wenige suchten kämpfend den Rückzug in die Stadt zu decken. Rudolf Stüssli, der Burgemeister, hielt es seiner weißen Haare für unwürdig, sich der Flucht anzuschließen. Mitten auf der Brücke stand der gewaltige Mann, die Streitart im gehobenen Arme und hemmte die Flucht der Seinigen und den ungestümen Andrang der Eidgenossen, bis ein Mann aus Zürich, den er beleidigt hatte, ihn durchrannte mit den Worten: „Du bist schuld an alle diesem Unglück!“

*) Vergl. IX. Band, 5. Heft, S. 144: „Die Tage von Morgarten und Sempach.“

Schon drangen etliche von den Eidgenossen zugleich mit den fliehenden Zürichern durch das offene Thor in die Stadt ein; da ließ eine unerschrockene Frau das Fallgatter herab, was die Männer in ihrer Hast versäumt hatten, und schaffte so den Bürgern Zeit, die Thürme und Mauern zu besetzen und den Kampf vor den Thoren der Stadt zum Stehen zu bringen.

Die Eidgenossen hatten einen Sieg erlämpft, aber sie besleckten ihren Ruhm durch Grausamkeiten, die sie an den Gefangenen verübten, sowie durch Raub und Plünderung in den Dörfern und Klöstern des Landes. Das haben sie später bitter zu bereuen gehabt.

Wald nach dem Tage bei St. Jacob an der Sihl (22. Juli 1443) ward ein achtmonatlicher Waffenstillstand geschlossen, welcher den Frieden einleiten sollte. Aber die Züricher meinten es nicht ehrlich und wünschten durch die Unterhandlungen nur Zeit zu gewinnen, bis der Kaiser ihnen die versprochene Hülfe sende. Die Hülfe blieb indessen lange aus, und als sie endlich eintraf, da hatte man die Helfenden mehr zu fürchten als die Feinde.

Kaiser Friedrich III. brauchte nämlich seine Kriegsvölker in den österreichischen Landen gegen Hussiten, Ungarn und Türken. Von Zürich an seine Versprechungen gemahnt, wandte er sich an König Karl VII. von Frankreich mit der Bitte, ihm einige tausend Mann Soldtruppen zum Kampfe gegen die Schweizer zu überlassen. Das hieß so viel, als den Fuchs einladen, den Marder aus dem Hühnerhof zu vertreiben. Der König kam der Aufforderung nicht allein gerne nach, sondern er sandte ein Heer von fünfzigtausend Mann unter seinem Erstgeborenen, dem Dauphin Ludwig (späteren Könige Ludwig XI.), mit welchem er seine selbstsüchtigen Pläne durchzuführen trachtete.

Und was für ein Heer war es! Nicht etwa geschulte, an Gehorsam gewöhnte Truppen, die ihrem Könige und Vaterlande dienten, sondern zucht- und herrenloses Gesindel, das sich während des langen Krieges zwischen Frankreich und England auf französischem Boden angesammelt hatte und den Krieg um keines anderen Zweckes willen trieb, als um ungestraft rauben und plündern zu können. Sie nannten sich „Armagnacs“ nach ihrem früheren Feldhauptmann, dem kühnen Grafen Bernhard von Armagnac, obgleich dieser längst erschlagen war. Andere nannten sie „écorceurs“ d. i. „Schinder“, und sie verstanden es trefflich, den Bauern zu schinden und den Sparpfennig der Städte zu erpressen. Der Volkswitz verdeutschte ihren Namen

„Armagnacs“ in den Spottnamen „Arme Gecken“, welcher auf dieses prahlerische Raubgesindel paßte.

Der Durchzug dieser abenteuerlichen Kriegshaufen durch die offenen Städte des Elsaß gewährte einen seltsamen Anblick. Einige ritten im blanken Harnisch mit Stahlhaube, Andere in Wamms und Kugelhut, noch Andere schleppten sich auf mageren Mähren zerlumpt und barsüßig hinterdrein. Etliche hundert Frauen ritten dem Zuge zur Seite und brachten den ganzen Plunder ihrer Hauswirthschaft mit in das Feldlager, so daß dieses einem Trödelmarkte oder einem Komödiantenaufzuge glich. Auch viele französische Edelleute verschmähten nicht die Gemeinschaft dieser écorcheurs und hofften, mit ihrer Hülfe Reichthümer und Güter im Elsaß und der Schweiz zu gewinnen. Den Dauphin leitete Staatsklugheit, die Ritter Kriegs- und Beutelust, die Gemeinen Raubsucht.

Ehe noch die Eidgenossen eine Ahnung von der Gefahr hatten, die von dieser Seite heraufzog, war der Krieg mit Zürich von Neuem ausgebrochen (Mai 1444). Die Hauptmacht der Schweizer zog wieder vor Zürich; ein Theil unter Itel Keding aus dem Lande Schwyz belagerte die kleine Züricher Feste Greiffensee, welche der Wildhans von Brandenburg mit einer schwachen Besatzung von 70 bis 80 Männern durch sechsundzwanzig Tage hartnäckig vertheidigte. Die elf Fuß dicken Mauern der Burg trogten den steinernen Kugeln und dem Sturme der Belagerer, aber ein Verräther wies diesen die schwache Stelle, wo es gelang, unter dem Schutze von Sturmdächern die Mauern zu untergraben und sinken zu machen. Nun hatte die Besatzung keine Wahl mehr, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Greiffensee ist ein unauflöslich blutiger Fleck in der Geschichte der Eidgenossen. Als die Gefangenen aus der brennenden Burg vor die Sieger geführt wurden, da überkam den obersten Feldhauptmann der Eidgenossen Itel Keding die grausame Lust, an ihnen den Abfall ihrer Vaterstadt von der Eidgenossenschaft zu rächen, und er beschloß, sie alle mit dem Schwerte richten zu lassen. Einige von den Hauptleuten warnten vor solcher Unthat und einer sprach: „Diese Leute haben nur als Viedermänner im Dienste ihrer Stadt gehandelt. Tödtet man sie, so wird man sehen, daß Gott dies an uns und den Unsrigen nicht ungestraft läßt, sondern uns hart und schwer treffen wird.“ Itel Keding forderte die Kriegsgemeinde auf, mit Aufheben der Hände über Tod und Leben der Gefangenen abzustimmen. Da stand der Gräßliche auf dem Richtplatz, unge-

rührt von dem Flehen der Weiber und Kinder, und zählte die zum Todespruch erhobenen Hände. Das Mehr war für den Tod. So wurden an sechzig biedere Männer, Bürger und Knechte aus Zürich, auf der Wiese von Greiffensee schmähslich gerichtet. Die Blutschuld fiel schwer auf das Gewissen der Schweizer. Auch hütete man sich lange die Stätte zu betreten; denn man glaubte blutige Schatten darüber hingehen zu sehen und Stimmen zu vernehmen, welche klagten über die gebrochene Treue der Eidgenossen.

Die Adligen, welche mit Zürich zu Oesterreich hielten, suchten den Städten der Eidgenossen durch Raub- und Beutezüge Schaden zuzufügen. Zwei von ihnen, die Ritter Thomas von Falkenstein und Hans von Rechberg, überfielen und plünderten die Stadt Brugg, führten die Besatzung gefangen fort und warfen sich dann in ihre Feste, die Farnsburg, welche nun von den Eidgenossen belagert ward.

So lagen die Eidgenossen jetzt (August 1444) mit ihrer Hauptmacht festgebant vor den Mauern von Zürich, mit einem kleineren Theile vor der Farnsburg. Ungeübt in den Künsten der Belagerung, ließen sie die beste Zeit zur Einnahme vorübergehen. Ja, sie mußten es geschehen lassen, daß die Belagerten sie von ihren Mauern aus verhöhnten, vor ihren Augen den Wein austranken, den verwegene Gefellen bei einem Ausfalle von ihnen erbeutet hatten, und auf den Wällen Tänze aufführten.

Unterdessen breiteten sich die Heerbanden der Armagnacs wie eine Heuschreckenplage über die Länder des oberen Elsaß und des Sundgau aus und näherten sich den schönen Ufern des Rhein. Wo sie durchzogen, brannten die Dörfer, wurden die Felder verwüstet, die Heerden weggetrieben, Jünglinge und Kinder als Geiseln mitgeschleppt, Sammer und Elend verbreitet. Allenthalben ließ der Dauphin kundmachen, daß er auf Begehren des Kaisers komme, um die Schweizer für ihre freche Auslehnung gegen das Haus Oesterreich zu strafen, und daß die Krone Frankreich diese Gelegenheit benutzen werde, um die natürliche Grenze Frankreichs gegen Deutschland, die nämlich der Rheinstrom wäre, wiederherzustellen. Der Hauptzug ging durch das Sundgau über Altkirch in der Richtung auf die an beiden Ufern des Rhein, an seiner Beugung gegen Norden, in fruchtbarer Hüggellandschaft gelegene Reichsstadt Basel, welche vielen eidgenössischen Orten verbündet war und deren Wohlstand und gesegnete Fluren die Habgier der Armagnacs besonders reizten. Schon kannten

sie die reichen Häuser der Stadt, in denen sie zu plündern und zu rauben hofften.

In Basel tagte damals eine Versammlung von Geistlichen und Gelehrten, welche über Verbesserungen in der Kirchenverfassung beriethen. Dieselben waren durch ihre Beschlüsse in Widerspruch mit dem Oberhaupte der Kirche, dem Papste, gerathen und hatten diesen für abgesetzt erklärt. Der erzürnte Papst hoffte jetzt, mit Hülfe der Armagnacs die ihm verhasste Kirchenversammlung auseinander zu treiben; er unterhandelte deshalb insgeheim mit dem Dauphin und borgte ihm für den Raubzug der Armagnacs den Schein eines Gott wohlgefälligen Unternehmens.

Auch die österreichischen Edelleute sahen mit unverhehlter Freude der Ankunft der Armagnacs entgegen; denn sie hofften, mit ihrem Beistande den „Bund der Bauern und Bösewichter“ — so nannten sie die Eidgenossen — zu sprengen und den Truß der Bauern unter die Hufe ihrer Kasse zu treten.

Am 24. August erschien das Heer der Armagnacs wenige Meilen vor Basel. Der kriegserfahrene Hans von Rechberg, der aus der belagerten Farnsburg sich durchgeschlichen hatte, um den Anmarsch des Dauphins zu beschleunigen, hatte diesem gerathen, sein Heer in mehreren Treffen hintereinander aufzustellen, weil die Eidgenossen sehr stark und ungestüm im ersten Angriff und nur durch immer erneuten Widerstand zu ermüden wären. Demzufolge ordnete der Dauphin das Heer.

Er stellte eine Vorhut von fünftausend Mann unter Johann von Beuil, Grafen von Lancerre, seinem Vertrauten und Freunde, um Pratteln auf, welche sich ebensowohl gegen Basel als gegen das eidgenössische Lager vor der Farnsburg wenden konnte. Dahinter standen bei Muttenz zehntausend Mann, unter dem tapferen Anton von Chabannes, Grafen von Dammartin, Marschall von Frankreich. Auf den Höhen am linken Ufer der Birs, eines Flüsschens, das nahe oberhalb Basel in den Rhein mündet, hielt der Dauphin mit dem Hauptheere, wenigstens noch zwanzigtausend Mann stark und mit vielem Geschütz.

In Basel war Alles zu mannhafter Gegenwehr gerüstet, das Stückzeug auf Thürme und Mauern gebracht, Schanzen errichtet, Rheinmühlen angelegt, Korn für den Verbrauch eines Jahres eingeführt, alle Thore bis auf zwei — das Aescher- und das St. Paulusthor — gesperrt, die Wälle mit Wachen besetzt und den Bürgern ihre Pflicht für den Fall eines feindlichen Angriffs auf die Vaterstadt in Erinnerung gerufen. Alles Landvolk aus der Umgegend,

das vor den Armagnacs Zuflucht in der Stadt suchte, ward aufgenommen, vorausgesetzt, daß Jeder mit Lebensmitteln für ein Jahr versehen war. Wer die Waffen im Dienste der Stadt führte, erhielt das Bürgerrecht.

Alles, was die Baseler von dem mächtigen Anzug des Feindes hörten, war wohl geeignet, ihre Gemüther mit Sorgen zu erfüllen. Deshalb entsandten sie in das Lager vor Farnsburg einen angesehenen Mann aus dem Rathe, Namens Hemmann Seevogel, um die Eidgenossen zu warnen und aufzufordern, sich nach Basel zu werfen. Aber die Uebermüthigen glaubten nicht an die Größe der Gefahr und spotteten der Warnung. „Mögen die Bürger von Basel sich hinter Mauern sichern,“ riefen sie dem Abgesandten entgegen, „wir werden auf offenem Felde den Feind erwarten und zagen nicht.“ Darauf Jener: „Zaghaft ist auch Seevogel nicht, aber meine Kundschaft ist richtig, der Feind ist stark und nahe, und damit ihr sehet, ob ich Muth habe, will ich bei euch bleiben und die Gefahr mit euch theilen.“

Auch die vor Zürich lagen, hielten die Gerüchte von der Stärke des feindlichen Heeres für übertrieben. Anstatt im Hinblick auf die dem Ganzen drohende Gefahr die Belagerung von Zürich aufzuheben und sich mit denen vor Farnsburg zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen, begnügten sie sich, etliche Banner aus den Waldstädten, zusammen sechshundert Mann, ins Lager vor Farnsburg zur Unterstützung abzuschicken.

In dem Kriegsrathe der eidgenössischen Hauptleute vor Farnsburg herrschten nun verschiedene Meinungen darüber, ob man die Umschließung des Raubnestes aufgeben und den Armagnacs entgegenziehen, oder stehenden Fußes den Feind erwarten solle. Nach mancherlei Für- und Widerreden ward ein Mittelweg eingeschlagen. Während ein Theil die Belagerung fortsetzte, sollten die sechshundert neu Angekommenen und neunhundert aus dem Lager den Armagnacs entgegenziehen, ihre Stellung erkunden und bei dringender Gefahr an die Ufer des Rhein eilen, in keinem Falle aber über die Birs hinaus vorgehen.

Am 26. August in der Morgenfrühe brachen die fünfzehnhundert Eidgenossen aus dem Lager vor Farnsburg auf. Hans Matter von Bern und Hemmann Seevogel von Basel hatten die Führung. Als sie auf der großen Matte vor Pratteln die feindlichen Heerhaufen des Grafen von Beuil erblickten, wollten sie das Volk zum Angriff ordnen, aber da war kein Aufhalten mehr. Voller Unge- stüm

liefen Alle gegen den Feind. Nach kurzer Gegenwehr zog sich dieser auf Muttenz zurück und ließ viele Erschlagene auf dem Felde, die Eidgenossen drangen ihm nach.

Auf der Weite vor Muttenz stand die Heeresabtheilung des Grafen von Chabannes, zehntausend Mann zu Fuß und zu Roß, ihnen gegenüber. Ohne von der Anstrengung des Marsches und des Kampfes einen Augenblick zu rasten, drangen die Eidgenossen auch gegen diese vor. Muth und Wille verzehnfachten ihre Kräfte; sie durchbrachen die feindliche Schlachtordnung und schlugen so viel Tausende, als sie selbst nach Hunderten zählten, in die Flucht über die Birs. Banner, Wagen, Rosse, Zeug und Gut in Menge fielen in die Hände der Sieger.

Die Banner der Eidgenossen waren noch vollzählig; zu ihrer Rechten erblickten sie die Mauern des nahen Basel, gegenüber auf den jenseitigen Uferhöhen der Birs die Hauptmacht des Dauphins. Im stolzen Gefühl der errungenen Erfolge vergaßen sie der Mahnung, nicht über die Birs vorzugehen, und schalteten ihre eigenen Hauptleute, die zur Mäßigung aufforderten, der Zaghaftigkeit. „Auf Basel, auf Basel!“ riefen sie stürmisch; „laßt uns keine Zeit mit Reden verlieren; der Sieg ist unser!“

In diesem Augenblick erschien Friß der Läufer von Straßburg, jetzt im Dienste der Stadt Basel, vor den Eidgenossen. Er war von Basel am Rhein aufwärts gelaufen, hatte die Birs an ihrem Ausflusse durchschwommen und war zwischen dem Röhricht und Weidengebüsch an ihrem Ufer entlang unvermerkt bis zu den Schweizern durchgedrungen, um diese im Auftrage der Stadt Basel zu warnen. „Liebe Eidgenossen,“ rief er; „eure Freunde und Bundesbrüder in Basel sind sehr besorgt um euer Schicksal; sie kennen die Stärke der Feinde und die eurige und haben mich abgesandt, euch dringend zu bitten, daß ihr euch nicht einer so großen Gefahr aussetzen möget, sondern umkehret und von weiteren Angriffen abstehet. Die Männer von Basel vermöchten nicht euch Hülfe zu bringen, denn sie sind an Zahl kaum stark genug, um ihre Wälle zu besetzen. Hört auf mich, ich beschwöre euch!“ —

Vergeblich! ein unwiderstehlicher Kampfesmuth hatte sich Aller bemächtigt und brachte die Stimmen der Besonnenen zum Schweigen. Unter lautem Geschrei liefen die Eidgenossen an die Birs hinab, rannten oder schwammen durch den Fluß und erkletterten vor den Mündungen der feindlichen Geschütze, im Angesicht der unzähligen Schaaren des Dauphins, die jenseitigen Uferhöhen. Die ganze französische Artillerie donnerte los. Hans von Rech-



berg sprengte mit einem Theile der Reiterei in die Reihen der Schweizer, durchbrach und trennte sie in zwei gesonderte Schlachthaufen in der Art, daß ein Theil auf eine fast ganz vom Wasser umgebene Au gedrängt wurde, der andere in der Richtung auf Basel nach der Kapelle von St. Jakob an der Birs sich Bahn brach und hier festsetzte.

Noch wär' es möglich gewesen, daß Jene durch die Flucht über die Birs, Diese hinter die Mauern von Basel sich gerettet hätten; aber nachdem sie durch ihre unvorsichtige Kühnheit dem Feinde den Sieg erleichtert, wollten sie nicht durch eine unrühmliche Flucht ihre Schuld vermehren. „Wenn wir denn erliegen sollten,“ riefen sie trutzigen Muthes, „so übergeben wir unsere Seelen Gott, unsere Leiber den Armagnacs!“ —

An demselben Morgen wuchs in der nahen Stadt Basel die Aufregung von Stunde zu Stunde. Vor dem Rathhause war das große Stadtbanner aufgepflanzt, zum Zeichen, daß alle Bürger sich unter den Waffen und bereit halten sollten, die Wälle zu besetzen. Im Saale oben war der Große Rath beständig versammelt und erwog die Maßregeln, welche in dieser Gefahr zur Erhaltung der Freiheit der Stadt zu ergreifen seien. Aus der Richtung von St. Jakob an der Birs rollte der Donner des französischen Geschützes. Die Frauen gingen nach dem Münster und anderen Kirchen, knieten und beteten vor den Altären. Auf dem Marktplatz und den Straßen nach dem Aescher Thore scharten sich die bewaffneten Bürger.

„Unser Rath überlegt, während die Armagnacs unsere Bundesbrüder tödten,“ zürnten die Einen.

„Sie sind zu uns gezogen, und wir lassen sie sich für uns aufopfern; wehe uns, wenn wir ihnen nicht zu Hülfe eilen!“ riefen Andere.

„Was zögern wir noch?“ schallte es wieder von anderer Seite. „Jeder Augenblick Verzug ist ein Verbrechen.“

Einer der Rathsherrn sprach ihnen vom Fenster aus Geduld zu und bat sie zu warten, bis der Rath seine Entschlüsse gefaßt hätte, aber der Kanonendonner draußen vor dem Thore sprach lauter zu den Herzen der Bundesgenossen. Ein Bürger ergriff das Kriegsbanner der Stadt, schwang es hoch und rief mit lauter Stimme: „Mir nach, alle braven Bürger Basels!“

Stürmischer Beifall folgte den Worten und pflanzte sich fort bis in die Nebenstraßen. Ohne einen Befehl, ein Kommando abzuwarten, brachen alle auf und zogen, die Zünfte unter ihren Zunftbannern, zum Aescher Thore hinaus.

Raum hatten sie das Freie gewonnen, so gewahrten die Thurmwachten in Basel, wie eine große feindliche Reitermasse bei den Hügeln von Gundolsingen und St. Margarethen vorbrach und sich den Thoren der Stadt näherte, um Jenen den Rückzug abzuschneiden. Man gab ihnen Zeichen von den Wällen und ließ alle Glocken läuten.

Bei einer kleinen Kapelle nahe dem Aescher Thore hemmten die Bürger, aufmerksam geworden durch die Wahrzeichen von der Stadt her, ihren Vormarsch.

„Laßt uns umkehren, unsere Stadt zu vertheidigen, Frauen und Kinder zu schützen!“ ließen sich einzelne Stimmen vernehmen.

„Nein, vorwärts!“ entgegneten andere. „Wir wollen nicht leben, wenn unsere Brüder für uns sterben. Auf nach St. Jakob!“ —

In diesem Augenblicke nahte von der Stadt her auf schaumbedeckten Rosse der Burgemeister, Ritter Hans Roth, hoch in Aller Ansehen.

„Mitbürger!“ rief er, „wollt ihr in blinder Kühnheit euer Leben unnütz hinopfern? Wollt ihr es euern Frauen überlassen, ihre schwache Brust den Panzern der Armagnacs entgegenzuwerfen? Im Namen der Stadt befehle ich euch: kehrt zurück, ehe es zu spät ist, beschützt ihre Mauern, dort beweiset euern Muth und, wenn es sein muß, sterbt für eure Vaterstadt, so werdet ihr eure Schuldigkeit erfüllt haben!“

Die Stimme des einen Mannes wog mehr als viele. Mit schwerem Herzen folgten sie seinem Gebot.

In der Stadt herrschten Trauer und Niedergeschlagenheit über die Unmöglichkeit, den Bundesgenossen Hülfe zu senden. Das Geschütz der Wälle feuerte einige Schüsse auf das feindliche Reitercorps ab, welches seinen Rückzug nach Gundolsingen antrat, als es seine Absicht vereitelt sah. Ueber St. Jakob sah man dicke Rauchwolken aufsteigen.

Verlassen, aller Hoffnung auf Unterstützung beraubt, sahen die beiden getrennten Schaaren auf der Au und bei St. Jakob dem letzten Kampf entgegen. Viele französische Ritter, welche ihre Tapferkeit bewunderten und keine Ehre in so ungleichem Kampfe zu gewinnen sahen, baten den Dauphin, daß er ihnen Gnade anbieten und freien Abzug gewähren möchte, und dieser schien bereit ihnen zu willfahren, als der österreichische Ritter Peter von Mörsberg, der keiner edleren Regung nachgab als seinem erbitterten Hass gegen die Bauern, ihm zu Füßen fiel und ihn stehend an sein früheres Versprechen erinnerte, daß er keinen der Bauern lebend entkommen lassen wolle. Da befahl der Dauphin den Angriff.

Die auf der Au umringt waren, wurden nach

tapferem Widerstande überwältigt oder in das Wasser gedrängt. Länger wehrten sich die Fünfhundert, welche sich in dem ummauerten Garten des Siechenhauses von St. Jacob verschanzt hatten. Zweimal fielen sie aus, Schrecken und Verderben unter den Armagnacs verbreitend; dreimal schlugen sie den Sturm ab. Nachdem die französische Artillerie Lücken in die Mauern geschossen, traten sie selbst in die Bresche und wehrten den Stürmenden das Eindringen. Sie rissen die Pfeile aus ihren Wunden und sandten sie in die Reihen der Feinde zurück. Eine furchtbare Feuersbrunst verzehrte das Siechenhaus und die Kapelle von St. Jacob.

Im Gefühle des nahen Todes warfen Manche reuige Blicke auf die übermüthigen Thaten früherer Tage. „Gott ist gerecht!“ sagten sie, „er straft uns hier an der Vire für das, was an der Suhl verbrochen ward; auch diese Kapelle trägt den Namen St. Jacob.“ Andere aus dem Lande Schwyz — Itel Nebing war nicht unter ihnen auf der Ruhmesstätte — gedachten noch schwererer Schuld und erhuben klagende Stimmen: „O Greiffensee, rauh ist die Rache; es rächen sich die biederer Männer von Greiffensee.“ Alle aber, festen Willens die Mitschuld an begangenen Unrecht durch einen heldenmüthigen Tod zu sühnen, gaben ihre Seelen Gott, ihre Leiber den Armagnacs.

Da lag keiner der Eidgenossen, dem nicht fünf oder sechs Armagnacs im Tode gesellt waren. Nur die schwer verwundet und für todt liegen geblieben, überlebten den Tag und überbrachten die Kunde von St. Jacob ihren Landsleuten und Söhnen.

Von den Armagnacs waren achttausend gefallen,

aber der Dauphin war mehr betrübt über den Tod jener Schweizerhelden, als über den seiner Söldner. Er erkannte, daß der Untergang einer freien Helbenschaar ruhmvoller ist, als der Sieg, den das Glück und die Uebermacht geben. Ihn gelüstete nicht mehr, die Kraft der Eidgenossen in ihrem gebirgigen Lande zu erproben, sondern er wandte seine Waffen vor den Mauern von Basel rückwärts und bot ihnen den Frieden (Okt. 1444).

Mehr Mühe hatte Kaiser Friedrich, sich der von ihm selbst eingeladenen schlimmen Gäste zu entledigen, welche brandschatzend und plündernd die Städte des Elsaß durchzogen. Erst nachdem auf dem Reichstage zu Speier der Reichskrieg gegen die „Armen Geden“ beschlossen war, verließen diese unter den Verwünschungen der Bevölkerung das verwüstete Land.

Nach dem Tage von St. Jacob waren die Belagerungen von Zürich und der Farnsburg durch die Eidgenossen eilig aufgehoben worden. Die Fehde mit Zürich aber dauerte noch beinahe zwei Jahre hindurch fort, bis endlich beide Theile des Krieges müde waren und sich im Friedensschluß über das Toggenburgische Erbe einigten. (Juni 1446). Zürich entsagte dem Bunde mit Oesterreich und schloß sich wieder fester an die Eidgenossen. Oesterreich gab seine Pläne auf das Aargau auf.

Das Beispiel der Männer, die durch ihre heldenmüthige Aufopferung bei St. Jacob schweres Unglück von ihrem Vaterlande abwandten, leuchtete noch den folgenden Geschlechtern, und die gemeinsame Verehrung für die gefallenen Helden festigte die Bande der Eintracht unter den Eidgenossen.

Im Sommer. Lieder von Georg Lang.

Guten Morgen, guten Morgen, aus dem Bett, aus dem Haus,

Ihr sollt nicht das Schönste verträumen!
Wie geht sich's am Morgen so lustig da draus
Im Feld unter Büschen und Bäumen!

Es wandelt die Sonne schon über das Land
Im herrlichsten Strahlenkleide;
So schlüpfst auch ihr in's reine Gewand
Und zieht wie sie in die Weite.

Es rufen die Vögel zum Fenster herein:
Guten Morgen, guten Morgen, ihr Kleinen!
Kommt schnell in das Freie, ihr seht noch allein,
Wir andern sind längst auf den Beinen!

Nun ziehen wir zum grünen Wald,
Nun ziehen wir durch's Feld,
Da grüßen uns die Vögel bald
Aus ihrem Laubgezelt.

Wir bleiben auch dem Sängerkhor
Den Gruß nicht schuldig lang,
Wir schiden in die Luft empor
Den allerfrohesten Sang.

Und zum Gesange paßt der Schritt;
Zieh mit, du junges Blut!
Doch bring' gesunde Beine mit
Und frohen Wandermuth!

Fingerhütchen.

Märchen von

Conrad Ferdinand Meyer.

Original-Zeichnungen von E. Klimsch.



Uffsen es die Kinder, wo
Seßhaft Fingerhütchen?
In dem Thal von Achertlo
Steht fein einsam Hüttchen.
Aber schon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen,
Setzt auf seinen Stuhl er sich,
Ist's ein seltsam Eigen,
Und das Kinn kann wunderbar
Auf das Knie er stützen.

Körbe slicht aus Binsen er
Früh und spät sich regend,
Trägt sie zum Verkauf umher,
In der ganzen Gegend.

Und so lebt er wohl zufrieden,
Aber einsam und gemieden,
Denn man zischelt mancherlei
Und man trägt es weiter,
Wie er wohl ein Zaubrer sei,
Kundig aller Kräuter.

Dieses ist die Wahrheit nicht,
Ist ein leeres Meinen,
Doch das Volk im Dämmerlicht
Schandert vor dem Kleinen,
Und die Jungen und die Alten
Weichen aus dem Ungefallen;
Einen Zweig von Fingerhut
Oder Elfenkappchen
Stedt er stets an seinen Hut,
Trägt er auf dem Kappchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
Nach des Tages Lasten,
Hat den halben Weg gemacht,
Darf ein Bißchen rasten,
Lagert sich an einem Hügel,
Eben steigt des Mondes Spiegel;
Doch es ist ihm gar nicht bang,
Ist ihm gar nicht schaurig,
Nur daß noch der Weg so lang,
Dieses macht ihn traurig.

Etwas hört er klingen klar,
Nicht mit rechten Dingen,

In den Lüften unsichtbar
Ein bezaubernd Singen
Deutlich hört er es, doch leise:
„Mondenscheibe, stille, weiße“ —
Fingerhütchen spähet scharf
Und kann nichts erblicken,
Aber was er hören darf,
Das ist zum Entzücken.

Wieder hebt das Liedchen an
Unter Busch und Hecken,
Und wo's nicht mehr weiter kann,
Bleibt es wieder steden.
„Mondenscheibe, stille, weiße“ —
Dann verstummt die kurze Weise.
Lieblich ist, doch einerlei
Der Gesang der Elfen,
Fingerhütchen fällt es bei
Ihnen fortzuhelfen.

Eifrig lauscht er, scharf und still
Auf der Töne Leiter,
Wie sie eben enden will,
Führt er leicht sie weiter:
„Mondenscheibe, stille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reise!“
Aus dem Hügel ruft's hervor:
„Trefflich und gelungen!“
Unterm Boden kommt empor
Kleines Volk gesprungen.

„Fingerhütchen, Fingerhut“
— Lärmt die tolle Kunde —
„Faß dir einen frischen Muth!
„Günstig ist die Stunde!
„Mondenscheibe, stille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reise!““
„Dieses hast du gut gemacht,
„Lernet es, ihr Sänger!
„Wie du es zu Stand gebracht,
„Hübscher ist's und länger.

„Zeig' dich einmal, schöner Mann,
„Laß dich einmal sehen!
„Daß uns nichts entgehen kann,
„Sollst du noch dich drehen.

„Ei, was müssen wir erblicken,
„Fingerhut, auf deinem Rücken?
„Weißt du, daß du schrecklich bist,
„Schrecklich bist zum Grausen?
„Nein, was innen lieblich ist,
„Sei auch lieblich außen!

„Wem die ganze Stirne voll
„Glücklicher Gedanken,
„Unter einem Höcker soll
„Länger nicht er schwanke!



„Streckt euch, verkrümmte Glieder!
„Garst'ger Höcker, purzle nieder!
„Fingerhut, nun bist du grad,
„Bist geschickt zum Wandern,
„Und ein schlankes Rückengrat
„Hast du wie die Andern!“

Plötzlich wieder unsichtbar
Wird der kleinen Menge,
Nimmermüde, silberklar
Läuten fort die Klänge:
„Mondenscheibe, stille, weiße,
„Sei begrüßt auf deiner Reise.“
Fingerhut ist müd und laß,
Wäre gern daheime,
Er entschlummert in dem Gras
Ueber seinem Reime.

Und er schläft die ganze Nacht
An derselben Stelle;

Wie er morgen früh erwacht,
Scheint die Sonne helle,
Kühe weiden, Schafe grasen
Neben ihm auf grünem Rasen.
Fingerhut ist bald bekannt,
Läßt die Blicke schweifen,
Sinnend will er mit der Hand
Nach dem Höcker greifen.

Was ihm halb im Traum geschehn —
Ist es eine Wahrheit?



Wird das Elfenwort bestehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er tastet sachte hinten,
Aber nichts ist mehr zu finden!
Inbelnd springt er in die Höh,
Inbelt ohne Ende,
Flüchtig jagt er wie ein Reh
Ueber Feld behende.

Fingerhut steht plötzlich still,
Tastet leicht und leise,
Ob er wieder wachsen will?
Nein, in keiner Weise!
Selig preist er Ort und Stunde
Da er sang im Geisterbunde,
Wandelt fürder grad und schlant
Und als hätt' er Flügel,
Seit er schlummernd niedersank
An dem Elfenhügel.

Fräulein Elise.

Eine kleine Geschichte

von

H. Friedberg.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Das Landhaus.

Mama, warum haben wir nicht auch eine Fräulein Elise, wie meine Freundinnen Emma und Gustchen?" fragte die kleine Elise.

"Weil ihr keine braucht," sagte die Mutter. "Habt ihr nicht Papa und Mama, die euch lehren was nöthig ist, so lange ihr klein seid?"

"Ja, aber wenn die vornehme Tante kommt, dann will sie Wulewu und Hauduju mit uns reden, und wenn wir nichts können, dann sagt sie: „Das ist sehr schlimm, ich muß den Kindern eine Gouvernante schicken.“

"Willy braucht keine Gouvernante," sagte der kleine Bruder, der aus der Spielecke hervorkam und die Hände auf den Rücken legte — er that es immer, wenn ihm etwas nicht genehm war — „er braucht keine," wiederholte er für sich, indem er zu seinem Spiel zurückkehrte.

"Willy hat Recht," sagte der Vater zum offenen Fenster herein, denn er las draußen auf der Veranda die Zeitung; „und das Wulewu und Hauduju wollen wir schon auch noch kurz und klein kriegen, wenn es Zeit ist. Kommt aber in den Garten! Es ist schön hier außen.

Das war es auch.

Sie wohnten zusammen in einem gemächlichen Landhause, welches nicht weit von der Stadt entfernt, am Eingang eines hübschen Wiesenthales gelegen war. In Mitten des großen Gartens, von alten Bäumen beschattet und mit Neben umrankt, sah es gar heiter und freundlich aus. Hinter dem Hause zog sich ein Wäldchen mit vielverschlungenen Wegen sachte den Berg hinan. Es war gut darinnen zu wandeln, wenn des Abends die Sonne durch die Bäume schien und mit goldenen Lichtern auf dem Moose spielte, und wenn die hohen Stämme der Tannen und Fichten im glühenden Roth aufleuchteten.

Nach vornen senkte sich der Garten in breiten Terrassen zu dem kleinen Flusse nieder, der eilig plätschernd an ihm vorüberfloß, als hätte er Wunder was Wichtiges zu verrichten. Eine zierliche Brücke

mit durchbrochenem Eisengeländer führte vom Garten aus darüber hin zur Landstraße. Da dehnten sich Wiesen und Felder, aus denen einzelne Gehöfte und hie und da ein Kirchturm auftauchten; dahinter lag eine Reihe wohlangepflanzter Nebenhügel und in der Ferne schlossen hohe blaue Berge die Aussicht.

Was hinter diesen Bergen war, davon konnte man nichts sehen. Oder wußte es vielleicht der kleine Fluß und that deshalb so eilig?

Gemach, guter Freund! Den mächtigen Strom, zu dem deine Wellchen dich tragen, erreichst du immer noch früh genug.

Es war im Spätsommer und die Sonne war eben untergegangen. Aus dem Wasser stieg ein feiner Duft und legte sich wie ein weicher Schleier über die Gegend.

„Die Nixen spinnen
Ihr feines Linnen;
Sie weben und bleichen
Auf Flüssen und Teichen —“

sagte die Mutter. „Morgen giebt's es einen schönen Tag!"

„Ich fahre nach dem Hammerstein in Geschäften. Wer will mit?" fragte der Vater.

„Ich! Ich!" riefen die beiden Kinder.

„Darf ich auch mit?" fragte die Mutter. Sie hatte eine sanfte Stimme und ein so angenehmes Lächeln.

„Wenn du recht brav bist," sagte der Vater fröhlich.

Die Kinder lachten. Man braucht nicht viel Wit um Kinder lachen zu machen. Dann aber sagte Willy ernsthaft: „Die Mama ist immer brav.“

„Ja wohl, du kleiner Ritter, und morgen darfst du kutschiren.“

Es war eine recht glückliche Familie, die in dem Landhause wohnte! Meint ihr nicht?

Die vornehme Tante.

War das ein Rennen und Laufen Trepp' ab Trepp' auf! Man konnte sich in dem sonst ruhigen Hause gar nicht zurecht finden. Es war ja Alles auf den Beinen. Das Zimmermädchen trug Kissen, feines Leinwand, Decken, Teppiche, gepolsterte Stühle

und Schemel, kurz Alles was man für ein bequemes Schlafzimmer braucht; die Putzfrau lehnte auf dem Vorplatz und war mit ihren Bürsten Federmann im Wege. In der Küche zischten und brodelten Topf und Tiegel auf dem blanken Herde und die Köchin hatte ihre Haube verkehrt aufgesetzt, um den Teig recht aus Leibeskräften rühren zu können.

Indessen ging die Hausfrau, zierlich gekleidet, mit Federwedel und Staubtuch von einem Zimmer in das andere, und wies den Gärtner an, der einen großen Strauß aus dem Garten brachte:

„Bitte, in's Fremdenzimmer!“

Der Hausherr kam vom Hofe herein und sagte: „Es ist Zeit, daß ich nach dem Bahnhofe fahre.“ Draußen schnaubten und stampften die Pferde.

Eben peltete es auch auf der oberen Treppe. Elischen kam heruntergetanzt und sang auf jeder Stufe: „Die vornehme Tante kommt, die vornehme Tante kommt, sie bringt was Schönes mit!“

„Mama, wann kommt sie?“ fragte das Kind und stellte sich vor die Mutter hin.

„In einer Stunde, mein Herzchen! Papa fährt eben weg, sie abzuholen.“

Da hatte sich auch der kleine Willy neben Elischen gestellt.

„Die vornehme Tante kann wegbleiben,“ sagte er und legte die Hände auf den Rücken.

„Sie hat dich aber lieb und wird dir hübsche Sachen mitbringen,“ sagte die Mutter.

„Er braucht sie nicht — braucht sie nicht!“ wiederholte der unverbesserliche Willy.

„Ei das wird gut werden,“ sagte die Mutter halb seufzend, halb lachend. Sie nahm die Kinder in das Wohnzimmer und gab sich alle Mühe um sie zu lehren, was sie thun sollten, wenn die vornehme Tante käme.

Und sie kam wirklich!

Der Vater half ihr aus der Kutsche, was leicht anging, denn sie war klein. Dann stieg eine sehr lange Kammerjungfer aus und schließlich kam ein halbes Duzend Koffer und Schachteln an die Reihe, die sogleich in das schöne Fremdenzimmer getragen wurden.

„Mit so viel Zeugs reiste meine Herrschaft nach Constantinopel oder nach Jerusalem, oder gar nach Paris,“ brummte Peter der Kutscher zwischen den Zähnen und schleppte was er schleppen konnte. Seine Geographie reichte nicht weiter.

Die vornehme Tante sah eigentlich recht gut und freundlich aus, nur eben sehr vornehm. Sie hatte ein schweres seidenes Kleid an, das rauschte und knisterte bei jedem Schritt und eine Wolke von

Spitzen trug sie auf dem Kopfe, daß es zum Verwundern war. Die Mama, welche vorhin von Elischen so sehr bewundert worden war, durfte sich dagegen gar nicht sehen lassen.

Sonst aber ging Alles nach Wunsch. Der Thee wurde auf der Veranda getrunken und die Mutter hatte den kleinen Willy so weit als möglich von der vornehmen Tante weggesetzt, damit es kein Unheil geben sollte, wenn er etwa seine Milch ausgießen oder sonst etwas Ungeschicktes verrichten würde. Es passirte aber gar nichts.

„Die Kinder sind recht wohlgezogen“ sagte die vornehme Tante und lehnte sich ein wenig in ihren Stuhl zurück, was sie selten that, denn gewöhnlich saß sie ganz gerade und steif da.

„Es sind gute Kinder,“ sprach die Mutter und schaute mit glänzenden Augen von ihrer Arbeit auf.

Die vornehme Tante nickte lächelnd mit dem Kopfe. Es gefiel ihr wohl auf der Veranda und sie lobte die schönen Herbstrosen und die glatt gebahnten Wege zum Spazierengehen. Nachher fing sie an von der Stadt zu erzählen, in welcher sie wohnte, vom Theater, von vornehmen Gesellschaften und dergleichen. Die Kinder hörten andächtig zu; das gefiel ihr wohl. „Wollt ihr mit mir zu Besuch in die Stadt fahren?“ fragte sie freundlich.

Elischen befaß sich ein Weitzchen, dann sagte sie: „Wenn Papa und Mama es wünschen.“

Willy aber antwortete kurzweg:

„Er mag nicht!“

Das war ein verbotenes Wort. Die Mutter drohte mit den Finger.

„Ja wenn er aber lieber nicht möchte?“ sagte das Kind sanft und freundlich. —

Da war nun weiter nichts zu thun. Die Tante war nicht böse. „Es ist ein reizender Junge,“ sagte sie. „Man muß ihn lieb haben.“

Willy legte seinen Kopf auf den Tisch, so daß ihm die blonden Locken über das Gesicht fielen, und schlief ein. Er erwachte auch nicht, als man ihn vom Tische nahm und zu Bette trug.

Des andern Morgen ging es noch besser. Die lange Kammerjungfer hatte die Koffer ausgepackt; da kam eine wunderschöne große Puppe zum Vorschein, in blauweidenem Kleid mit neumodischer Lockenfrisur, und, was die Hauptsache war, sie konnte sitzen, die Augen auf- und zumachen und den Kopf zur Seite drehen. Und auch ein prächtiger Frachtwagen war da mit Kisten zum Aus- und Einpacken, die waren ganz voll Zuckerwerk, und vornen vier stattliche Pferde angespannt. Man durfte nur schnalzen, so ging es vorwärts.

Könnt ihr denken, wie die Kinder sich freuten! „Hottoh!“ schrie Willy und nahm die Peitsche zur Hand. Elischen kniete neben der Puppe nieder und war eine Weile stumm vor Glückseligkeit. Dann ging sie zur Tante, küßte ihr die Hand, wie die Mutter es gelehrt hatte, und sagte ganz wohlgezogen: „Liebe ~~vornehme~~ Tante, ich danke dir vielmals für die schöne Puppe.“

Willy ermannte sich gleichfalls. „Die vornehme Tante kann da bleiben!“ Es war das Höchste, was er an Artigkeit zu leisten vermochte, und er war auch sehr stolz darauf.

„Der Junge hat Freude an Pferden,“ sprach die Tante. „Ich denke er wird Militair. Meint ihr nicht?“ Sie sah ihn schon im Geiste als schmucken Officier in blanker Uniform.

„Was willst du werden, wenn du groß bist, Willy?“

„Fuhrmann! Hottoh!“ Und Willy führte seinen Wagen in den Garten.

„Wie soll die schöne Puppe heißen, Mama?“ fragte Elischen.

„Nun ich dächte, Fräulein Elise,“ sprach die Mutter lächelnd.

„Ach ja, ach ja,“ rief das Kind und klatschte in die Hände, „das ist herrlich!“ Sie machte der Puppe einen Knix und sagte:

„Fräulein Elise, ich freue mich sehr, daß Sie zu mir gekommen sind, und ich werde sehr artig sein und recht viel bei Ihnen lernen. Jetzt aber will ich Sie in Ihr Zimmer führen, damit Sie ausruhen können.“

Fräulein Elise.

Die vornehme Tante war nicht lange geblieben. So gut es ihr auch auf dem Lande gefiel, so bekam sie doch bald Sehnsucht nach ihrer Theaterloge und ihrem Spieltisch. Eltern und Kinder waren auch ganz zufrieden damit. Die Lust schien ihnen frischer und das Thal heiterer, seit sie wieder allein waren.

Das Wulewu und das Handuju schien die Tante diesmal wirklich ganz vergessen zu haben. Dafür war es ein eigen Ding mit Fräulein Elise. Die saß fast so vornehm wie die vornehme Tante selber im oberen Zimmer, und Elischen hatte viel bei ihr zu thun. Da geschah es denn wohl, daß Fräulein Elise es ungern sah, wenn die Mutter ihr Töchterchen in Anspruch nahm.

„Ich muß bei Fräulein Elise bleiben; Fräulein Elise will spazieren gehen; ich habe für Fräulein Elise zu lernen, oder ich muß Fräulein Elise erst fragen,“ hieß es dann wohl.

„Fräulein Elise nimmt sich sehr viel heraus,“ meinte die Mutter. „Ich fürchte, wir werden sie entlassen müssen.“

Dem Vater wagte das Fräulein selten zu widersprechen; desto mehr aber dem kleinen Bruder, der sie deshalb auch nicht gut leiden mochte. Wenn er ihr begegnete, so warf er ihr über quer einen bitterbösen Blick zu und sagte: „Dummes Lederzeug!“ Konnte er ihr aber einen heimlichen Puff versetzen, so war es ihm eine große Banne.

In einem schönen Nachmittage, es war im September, saß die Mutter auf der Veranda und schrieb einen Brief, vielleicht an die vornehme Tante. Der Vater ruhte aus von fleißigem Gartengeschäft; er hatte einen Stoß Bücher vor sich liegen, die eben aus der Stadt angekommen waren. Elischen unterhielt sich mit Fräulein Elise in der Laube und ging ab und zu, um die Wünsche der anspruchsvollen Dame zu erfüllen. Willy wanderte hin und her, lud auf und ab, spannte aus und ein. Der Wagen der vornehmen Tante war so fest gebaut, daß er sich ohngeachtet aller Bemühungen Willy's noch in brauchbarem Zustande befand.

Es war stille im Garten; nur der kleine Fluß plätscherte in seiner steten Eile, und im Gebüsch plauderten einzelne Vögel von bevorstehenden weiten Reisen und was sie vorher noch Alles zu schaffen hätten. Hie und da fiel in der Nähe ein reifer Apfel vom Baume; nicht hoch, denn die fruchtbeschwerten Zweige senkten sich tief zum Boden herab.

Ueber eine Stunde mochte vergangen sein, als Willy mit auf den Rücken gelegten Händen zur Küche kam, wo die Köchin eben mit Vorbereitungen für den nächsten Tag beschäftigt war.

„Willy hat Elise ins Wasser geworfen,“ sagte er ruhig.

„Herr Gott, du Unglückskind, was hast du gethan?“

„Ich habe die Elise ins Wasser geworfen,“ jagte das Kind wieder.

„Um Gottes willen — Peter, Anna! Willy hat das Elischen in den Bach geworfen.“

Sie stürzten vor. Vater und Mutter hörten das Geschrei und kamen schnell.

„Was giebt's? Ist ein Unglück geschehen?“

„Willy hat Elischen in den Bach geworfen.“

„Nicht möglich!“ rief der Vater.

Die Mutter sah leichenblaß aus und hielt sich am Treppengeländer.

„Wo ist Willy?“

Er war nicht da.

Peter rannte schon über die Brücke, den Bach

entlang, der Vater auf der andern Seite des Wassers ihm nach.

Die Mutter eilte zitternd, so schnell es gehen wollte, der zweiten Gartenthüre zu; die Dienerinnen folgten.

„Ich sehe etwas Blaues und Weißes im Wasser,“ rief Anna das Zimmermädchen.

„Elisken hat ein blaues Kleid an und ein weißes Schürzchen,“ flüsterte die Köchin.

Pfötzlich tönte aus der Ferne ein dumpfes, klapperndes Geräusch. Man sah die beiden Männer in rasender Eile voranstürzen.

Die Mutter schlug die Augen auf.

Elisken stand da, ein wenig bleich und erschrocken, aber ganz heil und wohlbehalten in ihrem hübschen blauen Kleidchen und weißen Schürzchen.

Und gegenüber kam hinter einem Baume der kleine Willy hervor. Er sah ganz verflört aus und blickte mit hilfselehenden Augen um sich. Offenbar verstand er nicht viel von der ganzen Sache.

Als die Mutter sich aufrichtete und mit einem leisen Freudenschrei ihr Töchterchen in die Arme schloß, da kugelten ihm dicke Thränen aus den Augen, und er fing an zu weinen — nein — zu heulen, zu



„Barmherziger Gott, die Mühle!“ rief die Mutter und sank bewusstlos zusammen.

„Schnell in's Haus! Wasser — stärkende Tropfen!“ Anna lief fort. „Ja ja, die Mühle!“ sagte die Köchin. „Ich höre sie auch; Gott sei uns gnädig!“

Das Zimmermädchen brachte Stärkung. Die Beiden bemühten sich um die Ohnmächtige, die sie auf eine Bank getragen hatten. Es waren bange Minuten.

Da erklang hinter ihnen eine frische Kinderstimme: „Mama, was ist dir? Bist du krank?“

„Elise, Elisken!“ riefen die Mädchen: „Du lebst? Wo kommst du her?“

„Ich suche Fräulein Elise, die ich in der Laube lieh. Was fehlt meiner Mama?“

brüllen, über alle Mäßen und Gebühr. Dabei stampfte er mit den Füßen auf den Boden und stieß nur immer die abgebrochenen Worte hervor: „Mama, Mama, Willy nimmer thun! — nein — nie mehr thun!“

„Hast du nicht gesagt, du hättest Elisken in's Wasser geworfen?“ fragte die Köchin.

„Fräu — sein E — li — se!“ schluchzte der Kleine heraus.

„Fräulein Elise! O meine Fräulein Elise!“ schrie jetzt Elisken und begann ihrerseits zu weinen, „meine liebe Fräulein Elise, jetzt ist sie ertrunken! Nun ist sie ganz hin!“

„Alles gut!“ tönte des Vaters Stimme aus der Ferne. Bald kam er mit Peter zur Gartenthüre herein und hob die Puppe hoch in der Hand. Sie

sah freilich nicht gut aus, sondern war ganz verwaschen und triefte jämmerlich.

Der Peter aber triefte noch viel ärger. Der war ganz durchnäßt und das Wasser strömte von seinen Kleidern.

Als der Vater Elischen sah, wurden ihm doch die Augen feucht. Die Mutter weinte still selige Thränen, die beiden Mädchen hatten rothe Augen nach dem ausgestandenen Schrecken, Elischen weinte bitterlich, als sie die triefende Fräulein Elise sah, Willy verkroch sich hinter den Baum und schrie in Einem fort.

Der Peter sah dem allen eine Zeit lang mit auffälliger Theilnahme zu; dann zog es wunderbarlich über sein gutmüthiges breites Gesicht. Es kam ihm ein sonderbares Grinsen an und nach einigen Kämpfen plakte er mit einem ungeheuren Lachen heraus. Er riß den Mund so weit auf, daß man seine Zähne zählen konnte, die fast so groß und stark waren als die seiner Pferde.

„Ich kann mir nicht helfen,“ stöhnte er, „ich muß lachen!“

Wer zuerst angesteckt wurde, das war der Vater. „Nicht wahr Peter, es geht etwas naß hier zu!“ sagte er und half dem Peter von Herzensgrund lachen.

Abgesehen von der vorherigen Angst war die Sache auch überaus komisch. Bald stimmten die Dienerinnen mit ein, die Mutter lächelte durch Thränen, nur Willy schluchzte noch hinter dem Baum hervor und Elischen war sehr untröstlich.

„Sei ruhig, wir schicken Fräulein Elise zum Arzt in die Stadt, der stellt sie her, als wäre ihr nichts geschehen,“ sagte die Mutter.

Der Vater zog Willy aus seinem Versteck hervor und ging mit ihm den Gartenweg hinauf.

„Warum hast du die Puppe in's Wasser geworfen?“

Willy weinte noch immer, aber doch etwas manierlicher. „Weil sie nicht will, daß Liese mit mir spielt. — Dummes Lederzeug — mag sie nicht!“

„Geht mir auch so,“ sagte der Vater, „aber Strafe muß sein.“

Es ging gnädig ab. Willy biß des Abends

tapfer in ein Stück Schwarzbrot, anstatt des süßen Eierkuchens, der auf dem Tische stand, dann war von der Sache weiter nicht mehr die Rede.

Später aber ging die Mutter in das Kinderzimmer und blieb lange darinnen. Als sie zurückkam, war die Versöhnung vollzogen. Dem kleinen Willy war es nach dem harten Tage, als ob sein Bettchen von lauter Engeln umgeben sei, die extra vom Himmel gekommen wären, um ihn mit ihren Flügeln in Schlaf zu säckeln. So schlummerte er ein in selbigem Kinderfrieden.

Nach acht Tagen war Elischens Geburtstag. Im Gartenzimmer war ein großer Tisch mit Blumen und Kuchen und sonstigen hübschen Dingen aufgesetzt. Auf einem Stuhl daneben saß Fräulein Elise. Die Mutter hatte Recht gehabt. Der geschickte Arzt in der Stadt hatte sie ganz hergestellt. Man sah ihr gar nichts mehr an von dem Unheil, das sie betroffen.

„Meine liebe Fräulein Elise,“ rief Elischen, als sie herein geführt wurde. „Wie frisch und schön sie ist! Aber jetzt thust du ihr nichts mehr zu Leide. Nicht wahr Willy?“

„Nein,“ sagte der Kleine und schaute die Puppe mit scheuem Blick an. Er konnte den Zusammenhang nicht begreifen.

„Ist doch Lederzeug! — Kümmerst Willy nicht — kümmerst mich nicht!“ Damit ging er aus dem Zimmer.

Mit Fräulein Elise war seit ihrer Todesgefahr eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Sie hatte von nun an nie mehr eine andere Meinung als Papa und Mama, und sie widersetzte sich auch nicht, wenn Elischen mit ihrem Bruder spielen sollte. Ueberhaupt hielt sie sich mehr stille in ihrem Zimmer, so war Jederman freundlich gegen sie und man ließ sie die Erziehung Elischens in Ruhe vollenden, die denn auch sehr gut ausfiel. Später bezog sie ein hübsch eingerichtetes Zimmer in dem großen Weißzeugschrank. Da wartet sie mit ihren rothen Baden, ihrer schönen Frisur und ihrem Seidenkleid, ob etwa wieder Kinder in's Haus kämen, an denen sie ihr Erziehungswerk von Neuem beginnen könnte.

Sprüche von Emanuel Geibel.

Gott kann, kein treuer Hüter,
Nicht stets was du ersiehst, verleihn;
Nur wenn um himmlische Güter
Du bittest, sagt er niemals: Nein.

Wer da fährt nach großem Ziel,
Lern' am Steiner ruhig sitzen,
Unbekümmert, wenn am Kiel
Lob und Tadel hochauf spritzen.

Mathias Claudius.

„Der Wandsbeker Bote“.

Von

J. Stieler.

Mit Original-Zeichnungen von G. Klimsch.

(Schluß.)



Die Vettern und Nachbarn hier in Wandsbeck machten wohl große Augen, als der Herr Oberlandeskommissär so ohne allen Ersatz, ohne Sang und Klang, aus dem vermeintlichen Glück in seine alte Armuth und Noth zurückkehrte“ — schreibt Claudius an Merf. — Aber sie waren in der That nicht nur hierüber erstaunt, sondern noch mehr über die Veränderung, die sie an dem Freunde wahrnahmen. Er hatte gar bedeutend gealtert während des einen Jahres seiner Abwesenheit. Die lange, schwere Krankheit, das Gefühl des nahen Todes, die getäuschten Hoffnungen und mancherlei Demüthigungen, die er erfahren, die Ueberzeugung, die er gewonnen, daß die Bestrebungen der Gegenwart, das ganze bunte Leben und Treiben, — wie sehr er auch darin alles Große und Echte zu schätzen wußte — durchaus nicht zu seinen Ansichten paßten, — hatten einen tiefen Eindruck hinterlassen. Seinen Frieden zu wahren, hatte er sich wieder in sein stilles Wandsbeck zurückbegeben und dort das alte, baufällige Häuschen wieder bezogen, das er vorher inne gehabt. Dort lebte er, fast armselig, aber doch vergnügt und zufrieden, mit Frau und Kindern von dem spärlichen Ertrag seiner schriftlichen Arbeiten. Er wußte nun, was seine Sendung war; obgleich als Dichter kein Stern erster Größe, hat er doch gerade als Dichter dieselbe erfüllt. Es war die Zeit der Entwicklung deutscher Poesie; man las mit Vorliebe Gedichte, und bald war Claudius der Liebling des deutschen Volkes und seine einfachen, leichtfaßlichen Verse in Aller Mund. Aber nicht nur Vergnügen, auch Trost und Erbauung brachten sie gar manchem Herzen. „Sein Glaube war sein Ideal“; — mitten im Wechsel alles Irdischen, der in jener Zeit in so gewaltiger Weise die Welt erschütterte, fühlt er durch ihn festen Boden unter sich. Bei tief ernster Anschauung des Lebens doch voll ruhiger Heiterkeit und Zuversicht, wird er nicht müde für die Beglückung seiner Mitmenschen zu streben und zu wirken, ihnen den Weg zu Glück und Frieden zu zeigen: Liebe — Selbstverleugnung — Gottesfurcht — Genügsamkeit. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Stellen

aus seinen Gedichten mitzutheilen, da sie dem Leser ein treues Abbild von dem ganzen Wesen des Dichters und zugleich eine Probe aus jener Zeit, — der Kindheit unserer Poesie geben.

Abendslied

(von Herder, wie oben erwähnt, in seine Sammlung aufgenommen).

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Vergessen und verschlafen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn. 2c.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verständ es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron
Und Szepter ist es nicht.
Und wär ers auch, — nun immerhin,
So ist er eben was ich bin.
Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was häß mir Geld und Ehr?
Das was ich hab, ist mir genug;
Wer klug ist, wünscht nicht mehr.
Denn was man wünschet, — wenn mans hat,
So ist man darum doch nicht satt. 2c.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott und freue mich
Dies Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich hier bin, und daß ich dich
Schön-menschlich Antheil habe.
Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden,
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.
Denn Ehr und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Hat Vielen schon das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.
Und all das Geld und all das Gut,
Gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann aber doch nicht machen. 2c.

Von seinen prosaischen Schriften machten seiner Zeit als humoristisch großes Aufsehen seine „Audienz bei dem Kaiser von Japan“, „Die Reise des Herrn Urian“; „Ernst und Kurzweil“ bekunden in „Briefen an Vetter Asmus“, „Ueber Empfindung und Empfinderei“ den tiefen Denker zugleich mit dem klaren kindlichen Gemüthe.

Wenn Claudius von seinen Gegnern wiederholt angegriffen, und dann von den Freunden bestürmt wurde, doch keine Veranlassung dazu mehr zu geben,



Ebenso spricht aus seinen Gedichten: „Christiane“, „Kriegslied“, „Nach dem Frieden“, „Lied hinterm Ofen zu singen“, und besonders aus seinen verschiedenen „Bauernliedern“ dieses fromme, reine, zufriedene Gemüth. Einen unverwüßlich kindlichen Humor bekunden sein „Goliath“, „Lob der Kartoffel“, „Wenn Jemand eine Reise thut“, „Neujahrswunsch des alten Invaliden Görzel“, u. A.; während seine Denkprüche und sein Goldenes ABC, tiefe Weisheit enthalten, — z. B.:

Kämpf und erlämpf dir eignen Werth,
Hausbuden Brod am besten nährt.
Aus Nichts wird Nichts — das merke wohl,
Wenn aus dir Etwas werden soll.
Nichts ist so elend als ein Mann,
Der Alles will, und gar nichts kann. 2c.

erwiederte er jedesmal: „Wenn die Leute nicht zurückhalten, welche die Religion misachten — warum sollten die schweigen, die sie von ganzem Herzen ehren und ihr Glück darin finden?“

Fünf Töchterchen zwischen ein und sieben Jahren tummelten sich bereits in den beschränkten Räumen des kleinen, alten Hauses umher, das nun auch wirklich bei den bescheidensten Ansprüchen nicht mehr ausreichen wollte; und so faßte denn Vater Claudius den raschen Entschluß sich ein eigenes Heim zu gründen. Mit geliehenem Gelde kaufte er für 9000 Mark Banco ein hübsches, an der Straße, am äußersten Eingange des Ortes gelegenes Haus, mit großem Obst- und Gemüsegarten. Eine daranstoßende, der Gräfin Schimmelman gehörige Wiese, überließ diese Claudius zum Nutzgebrauch. Dieselbe diente nun

als Spielplatz für die Kinder, als Bleiche für das selbstgespinnene Linnen und als Weide für zwei Kühe, welche Herr Mathias für seinen Hausstand anschaffen mußte, dessen Milchbedarf bisher von einer Ziege geliefert worden war. Da war denn Lust und Freude im Hause, besonders als endlich der langersehnte Dauphin, wie Claudius sagte, erschienen war, welcher den Namen Johannes erhielt. Große Sparsamkeit war vonnöthen, dennoch wußte Claudius aus jedem Anlaß, wie z. B. dem Wechsel der Jahreszeit, ein — wenn auch sehr bescheidenes Fest zu machen. So erzählt er selbst von dem sogenannten „Herbstling“, der mit Bratäpfeln gefeiert wurde. „Wenn der erste Schnee fällt — darauf müssen die Kinder genau Acht geben — und das ist der Hauptspaß — dann werden so viele Äpfel, als Leute im Hause sind, und noch einige drüber für etwaige Besuche, in den Ofen gelegt, gebraten, und dann gemeinsam verzehrt. So simpel das Ding ist, nimmt sich doch gut aus, wenn's recht gemacht wird. Daß dabei, während man in den Ofen guckt, allerlei vernünftiger Diskurs geführt wird, versteht sich von selbst.“ — Ueber Claudius Familienleben liegt uns ein interessanter Bericht von einem angesehenen Manne vor, der als Jüngling in den 90er Jahren einige Wochen im Hause des Dichters gelebt, und noch als Greis sich so gerne dieses Aufenthaltes erinnerte, daß er sich entschloß seine Aufzeichnungen aus jener Zeit der Dessenlichkeit zu übergeben. Wir entnehmen denselben einige Stellen, die uns ein Bild dieser echt patriarchalischen Häuslichkeit geben.

„Ich freue mich täglich auf die Stunden, wo Claudius geschäftsfrei ist; was ich sehe und höre, ist unterrichtend. Seine heitere Laune, Anspruchslosigkeit und Mäßigung im Urtheil, seine Art, mit den gewöhnlichsten Worten etwas Bedeutendes zu sagen, überrascht mich immer aufs neue. Der Eindruck dieser ganzen Summe von Liebenswürdigkeit ist Gott Lob auf meine Seele nicht unwirksam geblieben. Dichter und Mensch sind bei Claudius wirklich Eine Person; sie kommen nie in Widerspruch, wie dieß bei so vielen Schriftstellern der Fall ist. — Vor oder nach dem Essen nimmt Claudius seinen Halsstock und wir gehen dann in dem Wäldchen spazieren, das er so schön besungen hat; wenn seine Haare dabei unfrisirt und unpudert sind, so kümmert ihn das wenig; seine Gespräche sind immer erhebend. Mich freuen und belehren oft die Fragen der Kinder, die immer mit uns sind und denen der Vater Alles erklärt. Sie hängen mit Liebe und Ehrfurcht an ihm und beweisen, selbst die erwachsenen, einen so unbedingten

Deutsche Jugend. X.

Gehorsam, daß ich oft staune, umsomehr als Claudius sie durch seine Scherze und Sprünge oft zu schallendem Gelächter reizt. Wenn wir uns in der Wohnstube zum Mittag- oder Abendessen versammeln, steht jeder bei seinem Stuhle und Claudius spricht langsam und feierlich: „Diese Speise gesegne uns unser Vater im Himmel.“ — Nach einer kleinen Pause setzt sich dann Alles zu Tische. Nach dem Essen erhebt er sich zuerst und spricht: „Der Name des Herrn sei gelobt und gebenedeit in Ewigkeit.“ Mutter und Kinder küssen und danken dann dem Vater.

An den Sonntag-Abenden liest er regelmäßig eine Predigt von Taulerus vor. Wir sitzen dabei alle ganz still um den Tisch und Claudius nimmt, bevor er beginnt, andächtig sein Käppchen ab. So simpel die Sprache dieser Predigten ist, so voll Geistes und so rührend sind sie.*)

Neulich sahen wir eine Weile den Spielen der kleineren Kinder zu. „Sehen Sie,“ sagte Claudius, „die Kinder sind wie die Affen, sie machen Alles nach. Es ist gewiß die Hauptregel einer guten Erziehung, daß die Kinder nur Gutes sehen.“ —

Den Unterricht seiner acht Kinder besorgte Claudius ausschließlich selbst, da in dem kleinen Orte gar wenig Gelegenheit dazu geboten war. Weil dieß aber viele Zeit in Anspruch nahm, blieb ihm immer weniger Muße für seine literarischen Arbeiten, während doch die Bedürfnisse mit dem Heranwachsen der Kinder sich immer mehrten. Sorgenvoll mahnte Frau Rebecca den Gatten, Schritte für einen Zuwachs ihres Einkommens zu thun, und so entschloß sich denn Claudius, sich an den Prinzen Friedrich von Dänemark zu wenden, der für den geisteschwachen König Christian VII. als „Mitregent“ an der Spitze der Regierung stand. Der Prinz hatte ihm bereits zwei Jahre vorher, aus eigenem Antrieb 200 Thaler Jahres-Gehalt als Anerkennung seiner Verdienste angewiesen.

Indem er dem Prinzen sein Anliegen vorträgt und seine Verhältnisse darstellt, fügt er hinzu: „Ich bitte nicht um eine sehr einträgliche Stelle, sondern nur um eine, die mich nährt, — und darum bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens ist, das Brod, das ihm der König giebt, redlich zu verdienen.“

Wenn es mir auch erlaubt wäre, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin; ich muß daher Euer Königl. Hoheit bitten, daß Sie geruhen zu befehlen, wozu ich geschickt sein muß.“

*) Johannes Tauler, geb. 1290 zu Straßburg, gestorben 1361 daselbst.

Der Prinz ging bereitwillig auf die Bitte des treuherzigen Mannes ein und verlieh ihm die Stelle eines Revisors der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona, wobei er in seinem lieben Wandsbeck bleiben konnte und nur zu jedem Quartals-Abschluss für einige Tage nach Altona mußte. Das war Alles, was sein Herz begehrte: eine sichere, wenn auch kleine Einnahme, und noch Zeit für seine literarischen Arbeiten und zur stillen Einkehr in sein innres Leben, die ihm zum unabweisbaren Bedürfnis geworden. Wir haben bereits erwähnt, wie das Drängen und Treiben nach dem Umsturz aller Ordnung und Gesetze, besonders die Angriffe gegen die Religion, ihm ein Gräuel waren und er es als Herzenssache und Lebensaufgabe betrachtete, dagegen anzukämpfen mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte. Als bei Beginn der französischen Revolution sich noch viele der Edelsten in Deutschland bessere Zeiten davon versprachen, bemühte er sich der Welt begreiflich zu machen, daß es vor Allem auf eine innere Befreiung ankomme, ohne welche alle äußeren Umwälzungen nichts nützen und fruchten. „An den Menschen liegt es, nicht an den Einrichtungen,“ ruft er. „Den Menschen ist nichts recht und gut, sie wollen immer Andres und Neues, wollen reicher, mächtiger, mehr geehrt sein. Der Mensch ist es, der gute Einrichtungen schlecht, und schlechte Einrichtungen gut macht, — der Mensch also muß gebessert werden, und, würde ich rathen, nicht von außen hinein. • Recht muß Recht bleiben für jeglichen Stand, für jeden Einzelnen. Betrogenes Vertrauen ist wie Menschenblut, — es schreit zum Himmel um Rache.“ — —

Zerbrich dir nicht den Kopf zu sehr;
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Je gewaltiger nun der Kampf entbrannte, desto inniger schlossen sich die Gleichgesinnten aneinander; der Mittelpunkt und Sammelplatz war Emdendorf, eine Besitzung des Grafen Reventlow. Auch Jacobi sah sich genöthigt sein geliebtes Pempelfort bei Düsseldorf zu verlassen und nach dem Norden zu flüchten. Er war abwechselnd in Hamburg und Wandsbeck, verkehrte viel mit Claudius und durch ihn mit den Gesinnungsgenossen in Emdendorf, denen sich bald darauf auch Georg Schloffer, der mit seiner ganzen Familie nach Eutin übersiedelte, wo sein Schwiegerohn Nicolovius angestellt war, und die Fürstin Amalie Gallitzin, eine der edelsten und hervorragendsten Frauen, anreiheten. Sie hatte sich bei Claudius, dessen persönliche Bekanntschaft sie, nachdem sie seine Werke gelesen, längst zu machen gewünscht, als eine Schulmeisterin aus Westphalen anmelden lassen, was noch Veranlassung zu mancherlei Scherzen gab, nach-

dem sie sich mit der Familie aufs innigste befreundet hatte. Claudius älteste Tochter Caroline, die Gattin des um den Buchhandel so sehr verdienten Friedrich Perthes in Hamburg, schreibt über dieselbe: „Durch nichts in der Welt habe ich einen so mächtigen und bleibenden Eindruck erhalten, wie durch die Fürstin, und von dem Augenblicke an, wo ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“ Die Fürstin war eine eifrige Katholikin — die Familie Claudius nicht minder eifrig protestantisch.

Die gewaltigen Stürme jener Zeit, die die ganze Welt erschütterten und zahllose Opfer aus den Kreisen der Edelsten und Besten hinwegrafften, konnten nicht spurlos an einem so menschenfreundlichen weichen Gemüthe, wie Claudius, vorüber gehen; auch hatte der Tod in seinen eignen Familienkreis eine schmerzliche Lücke gerissen; seine Tochter Christiane starb am Nervenfieber im Juli 1796. Das Gedicht, welches der tiefbetrübte Vater der so früh Geschiedenen widmete, ist in der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ aufgenommen. So war Claudius vor der Zeit alt geworden — wenigstens in seiner äußeren Erscheinung. „Wer ihn da sah“ — schreibt sein Schwiegerohn Perthes — „blaß und kränklich, die grauen, schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haare, — die nicht ansehnliche Gestalt im bequemen Hausrock, — der würde wohl schwerlich den in diesem seltenen Mann verborgenen Schatz geahnt haben.“

Frau Rebecca stand fortan mit Umsicht und Aufopferung treulich dem schmalen Haushalte vor, aber auch ihre Gesundheit war so schwankend geworden, daß der Arzt ihr dringend eine Badekur in Pyrmont verordnete, wohin denn Claudius sie wiederholt geleitete. Von seiner Hand finden sich dort die Worte eingetragen:

„Fern aus einer kleinen Hütte
Komm ich her zu dir, — ich hör du machst gesund.
Lieber Brunnen, schön und rund,
Bitte dich aus Herzensgrund,
Mache mir mein Lieb gesund!“

Am 27. März 1797 feierten die Gatten die silberne Hochzeit, zu welcher ihre nächsten Freunde aus verschiedenen Gegenden sich einfanden, darunter auch der alte Klopstock, der vor 25 Jahren Zeuge ihrer ersten Hochzeit gewesen war.

Zwei Töchter hatten schon vorher das elterliche Haus verlassen, Caroline, die älteste, an den Buchhändler Perthes — die zweite, Anna, ein Mädchen von seltner Schönheit und hervorragenden Geistesgaben, an Max Jacobi, den Sohn des Dichters und Philosophen, vermählt. In jenen stürmisch erregten

Tagen fanden des einfachen Wandsbecker Voten gemüthvolle Dichtungen allmählig immer weniger Anklang — und so zog sich denn auch der Dichter mehr von der Oeffentlichkeit in sein Familienleben zurück. Er war den Seinen Vater, Lehrer und Seelsorger im schönsten Sinne. Seinen Kindern jene unerschütterliche Glaubenstreue zu erhalten, deren Segen er an sich erprobt, war seine erste Sorge. Dabei bewahrte er sich und ihnen jene unverwüsthliche, friedsame Heiterkeit, die Jedem anmuthete, der mit ihm verkehrte. Er theilte sich häufig an den Spielen der Kleineren, las und musizirte mit den Erwachsenen; die Meisterwerke alter und neuer Zeit an Poesie und Musik waren in der Familie einheimisch und wurden fleißig studirt; und auch was irgend Bedeutendes in der neuen Literatur auftauchte, blieb nicht lange unbekannt in dem stillen Hause zu Wandsbeck.

Die Töchter mußten sich sogar an den lateinischen Unterrichtsstunden der Brüder theilnehmen, daneben aber sich jeder häuslichen Arbeit unterziehen und die größte Einfachheit in ihrem Aeußeren beobachten. Sobald die Söhne so weit vorbereitet waren, brachte Claudius sie zu ihrer völligen Ausbildung in die damals sursächsische hochberühmte Anstalt zu Schul-Pforta. Wir entnehmen einige Stellen dem Briefe, den Claudius seinem ältesten Sohne Johannes, als er zu diesem Zwecke zum ersten Mal das theure Elternhaus verließ, als Geleite mitgab.

„Lieber Johannes“, beginnt er, „die Zeit naht heran, wo ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder zurückkommt, ich lasse dich in einer Welt zurück, in der guter Rath nicht überflüssig ist. — Es ist nicht Alles Gold was glänzt — ich habe manch glänzenden Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab brechen sehn, auf den man sich verließ. — Es ist nichts wahrhaft groß, was nicht gut ist, halte dich selbst immer zu gut um Böses zu thun.

Wenn du Kummer hast, klage ihn Gott und keinem Andern. Verachte keine Religion, denn sie ist im Geiste gemeint, und du kannst nicht wissen, was darunter verborgen ist.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber sei immer gerecht. Schließe dich nie an die Spötter an, sie sind die elendesten unter den Menschen. Denke täglich nach über Tod und Leben, und habe freudigen Muth für Beides. Thue was des Lohnes werth ist, aber verlange keinen. Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich Wenigen. Mische dich nicht in fremde Angelegenheiten; deine eignen besorge fleißig und gewissenhaft. Sorge für deinen Leib, aber nicht so, als ob er deine Seele wäre. Werde Niemand etwas schuldig, aber sei zu-

vorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären. Lehre nicht Andere, bis du selbst gelehrt bist. Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer wohl, was du sagst. —

Gehorche der Obrigkeit und lasse die Andern über sie streiten.

Thue das Gute und frage nicht weiter, was daraus wird. Schmeichle Niemand und laß dir nicht schmeicheln. Hilf, und hilf gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; wenn du nicht hast, so habe „den Trunk frischen Wassers“ zur Hand, — und dünke dir darum nicht weniger. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und suche auf. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da wärmt und leuchtet, wenn auch nicht redet. Stehe deiner Mutter bei, so lange sie lebt, ehre und liebe sie — und begrabe sie neben mir.“

Claudius glaubte seinen Tod herannahen zu fühlen und wollte seinen Werken noch einen letzten Band anfügen, gleichsam als Scheidegruß für den Leser, unter der Ueberschrift: Valet an meine Leser. Er schließt mit den Worten: „Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt, — wir sollen hier reif für eine andere werden, und unser Körper erscheint mir wie ein Gradirhaus, wo der gute Stoff von dem schlechten geschieden werden soll.“

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Der ehrliche Wandsbecker Vote sollte seinen Wanderstab noch lange nicht hinlegen; ein weiter, rauher Weg, und manche schwere Last war ihm noch vorbehalten. In dem kurzen Zeitraum weniger Jahre mußte er den Tod oder die Entfernung der liebsten und nächsten Freunde erleben. Klopstock, Herder, Lavater, Schloffer und die Fürstin Gallizin starben; Böh siedelte nach Vena über, Jacobi nach München, die beiden Stolberg nach Münster. Wie aber in solcher Weise sein äußeres Leben ärmer, — so wurde das innere immer reicher und klarer. Er übersezte in jener Zeit die religiösen Schriften Fenelons, für den er eine besondere Vorliebe hegte. Bald aber wurde auch diese friedliche Thätigkeit durch äußere Stürme gewaltsam unterbrochen.

Hamburg, das seit 1810 unter französischer Herrschaft gestanden, wurde, nachdem es kaum zwei Monate davon befreit gewesen, im Mai 1813 abermals von den Franzosen genommen, und nun um so strenger und schonungsloser behandelt. Insbesondere verfuhr man gegen Friedrich Berthes, der an der Spitze der Bürgerwehr im Kampfe gegen die Franzosen gestanden hatte, mit rücksichtslosester Strenge. Er wurde geächtet, sein blühendes Ge-

schäft vernichtet und sein Vermögen eingezogen. Wie durch ein Wunder entkam er selbst noch der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tod durch Henslershand. Er floh ins Holsteinische und seine Gattin, die schon früher zu den Eltern nach Wandsbeck geflüchtet war, folgte ihm mit ihren sieben Kindern bald dahin nach. „Es war ein schwerer Abschied“, schreibt sie ihrer Schwester Anna Jacobi, „als wir im offenen Korbwagen, bei grimziger Winterfalte dahinfuhren. Die Mutter war trostlos, der Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, — ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: Nun in Gottes Namen!“



Bald aber mußten auch die alten Eltern in die Fremde ziehen um der Gefahr zu entgehen. Dänemark hatte sich vier Wochen später mit Napoleon verbunden, und so war denn die ganze Gegend an der Niederelbe und auch das stille Wandsbeck von den Armeen der verbündeten Mächte bedroht. Mit welchen Gefühlen verließ der 73jährige Greis, begleitet von seiner treuen Rebekka, das ihm so liebgewordene Heim! — Nach längerem unbestimmtem Umherirren ließen sie sich endlich in Kiel nieder, wo sie mit ihrer Tochter Karoline Berthes und den Kindern zusammentrafen. Friedrich Berthes selbst nahm als Mitglied des hanseatischen Directoriums an den Feldzügen theil. Sie alle aber litten die drückendste Noth. Als dann im Januar 1814 schwedische Truppen in Kiel einzogen, wandte Claudius sich nach Lübeck. Von dort aus schreibt er seiner Tochter Caroline: „Wir sind hier so weit wohl, als wir nicht krank sind; wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und ein Kanape stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß kaum ein Mensch sich noch umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer.“ Und wenige Wochen später: „Wir wohnen

jetzo in einem größeren, man kann sagen, großen Zimmer; aber es ist sehr kalt, und unsre Kräfte reichen nicht aus, es warm zu machen und zu erhalten.“ — Zu diesen schmerzlichen Entbehrungen, der Trennung von seinen Kindern, die er so zärtlich liebte, von dem Orte, wo er ein halbes Jahrhundert in guten und schlimmen Tagen gelebt bis zum Greisenalter, gefellte sich noch anderes Herzeleid. So sehr er sich als Deutscher des endlichen Sieges der deutschen Waffen freute, für den sein Schwiegersohn litt und kämpfte, schmerzte es ihn tief, daß sein geliebter Wohltäter, Dänemarks König, unter den Begnern derselben war. Nach elfmonatlicher Abwesenheit kehrte endlich die Familie im Mai 1814 wieder nach Wandsbeck zurück. Wie sehr sich Claudius darnach gesehnt hatte, — er wurde dessen doch nicht mehr froh. Die Stürme die über ihn und die Seinigen ergangen, Sorgen und Entbehrungen hatten seine Kräfte erschöpft, er war gebrochen. Dennoch wollte er noch einmal seine Stimme erheben; unter dem Titel: „Predigt eines Laienbruders“ erschien des alten, treuen Wandsbecker Boten letztes Wort, ein Mahnruf an seine deutschen Glaubensgenossen. Es beginnt mit den Worten: „Deutschland hatte seiner Ahnen Tugenden vergessen, der Geist der alten Biederkeit, Treue und Manneskraft war gewichen und Irreligiosität, Wohlleben und Weichlichkeit an ihre Stelle getreten; — so ward einem kühnen Nachbar möglich, was ihm sonst unmöglich gewesen wäre.“ Möchte das heranwachsende Geschlecht diese Worte tief beherzigen, jene Tugenden unsrer Ahnen erwerben und bewahren, um würdig zu sein des deutschen Namens, des großen Vaterlandes, für dessen Befreiung damals, für dessen Einigung in unsren Tagen Ströme edlen Blutes vergossen und unermesslich schmerzliche Opfer gebracht worden sind.

Nachdem Claudius fast den ganzen Sommer und Herbst 1814 leidend gewesen, gab er endlich den dringenden Bitten seiner Tochter Caroline und ihres vortrefflichen Gatten, der inzwischen endlich hatte zurückkehren können, nach und zog Anfang December mit seiner treuen Rebekka zu ihnen nach Hamburg, um ärztliche Hilfe näher zu haben. „Papa ist sehr müde und matt“, schreibt Caroline, „doch können wir Gott nicht genug danken, daß er keine Schmerzen hat; er ist so ruhig, ja vergnügt, daß ich aus Freude darüber bisweilen meinen eignen Schmerz vergesse. Bald aber blieb kein Zweifel mehr, daß seine Tage gezählt und sein Ende nahe sei. Claudius selbst wußte das wohl; es trübte seine Stimmung nicht einen Augenblick. Stets darauf bedacht, durch Liebenswürdigkeit seiner Um-

gebung die Pflege zu erleichtern, konnte er gar nicht müde werden seinen Dank auszusprechen, und sie zu versichern, wie glücklich er sich fühle, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, und wie er sich täglich des blauen Himmels, des lichten Sonnenscheins und der ihm bewiesenen Theilnahme freue. Am 21. Januar 1815 erlag endlich der müde Körper seinen Leiden; sein Geist war ungetrübt geblieben bis zum letzten Augenblick.

Friedrich Perthes berichtet darüber seinem Freunde J. H. Jacobi: „Unser geliebter Wandsbecker Papa weilt nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle. Er hatte einen langen, schweren Kampf zu bestehen; ohnerachtet aller Leiden aber, die seiner zarten Natur doppelt schmerzlich waren, blieb er fortan voll Liebe und Dankbarkeit gegen uns alle. Er betete viel, und sah es gern, wenn auch die Umstehenden beteten. Am 21. Morgens 10 Uhr fühlte er sein Ende nahen; er sprach leise und feierlich: „Herr, führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Uebel.“ Etwas später bat er, man möge ihn nach der andern Seite wenden, sagte dann wiederholt: „Gute Nacht, Gute Nacht, lebt wohl“, bis ihm die Sprache versagte; heftete dann noch einmal die weitgeöffneten, noch immer klaren Augen mit unaussprechlich liebevollem Ausdruck auf seine treue Rebecca, athmete tief auf — und war verschieden. — Gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — keine fremde Hand hat ihn berührt, so wollte er es. . . . Am 25. haben wir den lieben Vater in Wandsbeck begraben; wir fuhren bis vor sein Haus, das ganz leer war, weil die Kinder alle in Hamburg gewesen; es war das Rührendste meines Lebens! Dieß Haus, darin wir so viele glückliche Tage mit ihm verlebte, — und nun seine Leiche auf der Bahre! Von da gingen wir in die Kirche, wo der Pastor von Wandsbeck, der uns

mit der Schule schon an der Grenze empfangen hatte, eine schöne Rede hielt, — und dann an die Gruft.

„Und wir haben — einen guten Mann begraben,
Uns aber war er mehr!“

Die Kunde von dem Hinscheiden des vortrefflichen Mannes rief in weiten Kreisen die Erinnerung an die Verdienste desselben wieder wach. Zahllose Beweise warmer Anerkennung des Verstorbenen und inniger Theilnahme an ihrem Verluste wurden den Hinterbliebenen zu Theil. Leopold Stolberg widmete dem Freund folgenden Nachruf:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand
Mit geschältem Stab in der biederern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu sein,
Und sah sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab —
Zu erbellen mit himmlischem Lichte das Grab.
Nun ruhet er selbst in der kühlen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft.
O, gönnet ihm Ruh in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er säte das Wort, und sein Leben war Frucht,
Er führte uns lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt hinab!“

Am 15. Mai 1840 — Claudius hundertjährigem Geburtstage, wurde ihm zu seinem bleibenden Andenken im Wandsbecker Gehölz — seinem einstigen Lieblings-Spaziergang, ein einfacher Denkstein gesetzt, Stab, Hut und Tasche bezeichnen seinen Beruf als „Bote“. Sein ältester Enkel und Pathe, Mathias Perthes, wohnte der Feier bei.

Räthsel. Von Robert Löwike.

1.

Mit a im Hans in großer Zahl,
Mit i zieh's über Berg und Thal.

2.

Wer mein Wörtchen nennt,
Es als Festung kennt.
Wirf ein i hinein,
Wird's ein Thierchen sein,
Das in dunkler Nacht
Jagd auf Mäuse macht.

3.

Mit T bedeutet's einen Kuchen,
Mit B mußt du's am Rande suchen.

4.

Mit f ist es dem Thau verwandt,
Mit s wächst es in fernem Land.

5.

Mit e besteht's aus vielen Gliedern,
Mit u siehst du's an Klosterbrüdern.

Rügen.

Von Georg Lang.

Original-Zeichnungen von Friedrich Preller und A. Dietrich.

(Schluß.)

Hier fanden wir den Königsstuhl trotz der Dämmerung dicht besetzt von Schaulustigen, denn es sollte ein Feuerregen den Felsen hinabrieseln. Zu unserer Rechten lag tief unter uns die dunkle Meerfluth, während uns gegenüber jenseits der Schlucht sich zwischen hohen Bäumen einige Gestalten bewegten, die damit beschäftigt waren, einen großen Haufen Reisig in Brand zu stecken. Sie übereilten sich nicht und die Nacht fand Zeit, ihre Flügel über Land und Meer vollends auszubreiten. Endlich aber fuhren sie mit Stangen gegen die Feuerbrände, drängten sie zum Rande der Felswand und nun ergoß sich ein breiter, glühender Strom hinab in den Abgrund. Der lange Weg war nicht so schnell zurückgelegt, und wir konnten mit Muße beobachten, wie schön sich der goldene Schleier auf dem weißen Kleide des Felsens ausnahm.

„Papa, du hast ja eine feuerrothe Nase!“ rief plötzlich Hänschen, dem wieder der alte Muthwille gekommen war, und in der That war die ganze Umgebung für einige Minuten von einem glührothen Lichte übergossen, das die stürzenden Brände ausstrahlte. Dann wurde es aber um so dunkler ringsumher, und des Meeres kühler Odem erinnerte uns daran, daß es wohl Zeit sei, dem bergenden Dache zuzueilen. Hier folgte dem genußreichen Tage ein gemüthliches Plauderstündchen, und da die Mehrzahl unserer Gesellschaft, die sich ganz zufällig zusammengefunden, Berlin ihre Heimat nannte, so wurde untersucht, ob die Anwesenden keine gemeinschaftlichen Bekannten zu finden wüßten.

„Kennen Sie L., den Herausgeber der Deutschen Jugend?“ fragte ein Herr. „Gewiß kenne ich ihn und die Deutsche Jugend kenne ich auch!“ antwortete der Angeredete.

„Auch ich kenne sie!“ wollte ich schon sagen, da übertönte mich Hänschens helle Stimme: „Auch ich kenne die Deutsche Jugend, denn ich bin selbst ein Stück davon und nicht das beste!“

„Fehl geschossen, liebes Hänschen! Die Deutsche Jugend, die wir meinen, besteht aus Papier und thut nur einmal monatlich den Mund auf; und das kann man doch von unserer jungen Freundin nicht sagen!“

„O, ich verstehe! Nun kenne ich erst recht die Deutsche Jugend, und wenn Sie meinen, daß sie nur einmal monatlich redet, so irren Sie, denn ich nehme sie jede Woche in die Hand und jedesmal unterhält sie mich aufs beste.“

„Und wenn Hänschen übers Jahr in die Deutsche Jugend sieht, da kann sie sich mit sich selbst unterhalten; denn da will ich sie mit der Feder lebhaftig hineinzeichnen, wenn ich von Rügen erzähle.“

„Ach, ich glaube gar, Sie — schreiben Sie wirklich in die Deutsche Jugend?“

„Ganz gewiß!“

„Ach, Sie werden doch nicht erzählen, daß ich mich am Herthasee gefürchtet habe?“

„Ganz gewiß!“

„Ach, Papa, hör' doch, das ist schrecklich! Nun wird alles erzählt, was ich heute gesprochen habe; hätte ich doch nur wissen können, wer bei uns war, dann — nun, Sie nennen doch nicht meinen Namen?“

„Ganz gewiß: Johanna heiß ich, doch ruft mich mein Papa Hänschen; wenn er aber zankt, so sagt er Hans.“

„Aber Papa, hör' doch nur! — Ach bitte, bitte, nennen Sie nicht meinen Namen!“

„Nicht mehr und nicht weniger nenne ich, als ich gesagt habe!“

„Nun, dann bin ich schon zufrieden und tröste mich damit, daß es im Deutschen Reiche viele Hans und Hänschen giebt, und nun — gute Nacht! morgen mehr davon!“

Als ich aber am andern Morgen bei guter Zeit auswanderte, da war von der ganzen Reisegeellschaft, auch von Hänschen, nichts zu sehen. Alle hatten trotz der guten Vorsätze verschlafen und ich zog wieder allein des Weges. — Allein? Wer fühlte sich allein in solcher Umgebung! Hörte ich auch keine Menschenstimme, so plauderten die Vögel um so lustiger in der Morgenfrühe, und das leise Branden des Meeres und das sanfte Flüstern der Buchen berührte mein Ohr wie beschauliche Reden alter Freunde.

Nochmals machte ich dem Königsstuhl meinen Besuch, wandte mich dann süblich und folgte dem Fußweg, der dem Meeresufer entlang nach Stubbnitz führt. Wie genußreich ist diese Wanderstraße!

Bald führt sie uns auf ein stolzes Felsenhaupt, dem Königsstuhle ähnlich. Es trägt den Namen Wilhelmssicht, und ein anderer benachbarter Aussichtspunkt heißt Victoriafsicht zum Andenken an den Besuch, den König Wilhelm und die Kronprinzessin im Jahre 1865 der Insel abstatteten. So führt uns der Weg bergauf bergab durch freundliche Buchenwaldung zu murmelnden Waldbächen, über stolze Felsentuppen in reizender Abwechslung unserem Ziele zu. Bald stehen wir am Meeresstrande, bald erheben wir uns einige hundert Fuß über denselben; immer aber kann unser Blick über die endlose See hingleiten oder auf der Moosdecke des trauten Waldes ruhen. Und bei all den Herrlichkeiten die Frische, die Freude und der Friede eines sonnigen Juli-morgens! —

Aber was war das? — Ein gewaltiger Donner machte die Luft erzittern, ein zweiter Schlag, ein dritter folgt, und — nun ist alles enträthsel! Dort bewegen sich die mächtigen, eisenbepanzerten Schiffe aus dem Prorer Kiel und streben dem offenen Meere zu, um ihre Uebungen vorzunehmen. In Kiel waren sie mir entwischt und ich hatte das Nachsehen; nun gab mir eine glückliche Fügung Gelegenheit, hier die Bekanntschaft mit dem größeren Theil der deutschen Flotte zu machen. Mochte auch die furchtbare Stimme der Kanonen wenig passen zum friedlichen Gesange der Waldvögel — meine Seele fühlte sich doch freudig erhoben beim Anblick der schwimmenden Festungen, die aufgebaut wurden vom geeinten Vaterlande zu Schutz und Wehr der so lange wehrlosen deutschen Küste, und ich werde den 26. Juli 1875 nicht vergessen. —

Nach einem Morgenpaziergang von 3—4 Stunden erreichte ich das freundlich gelegene Seebad Stubbnitz und folgte, am Meeresgestade dahinwandernd, mit den Augen den Nachen, die von und nach dem Jagdschlosse des Fürsten Putbus kamen und gingen. Da wehten weiße Tücher von einem noch nicht lange abgefahrenen Segelbote und mein bewaffnetes Auge erkannte bald einen Theil der fröhlichen Reisegeellschaft. Ich schwenkte den Hut zum Gegengruße und suchte dann im Gasthose Ruhe und Erfrischung. Während ich nun meine fernere Reise vor der Karte sitzend überdachte, hörte ich plötzlich eine wohlbekannte Stimme rufen: „Papa, da ist ja wieder der Herr von gestern!“ und schon reichte mir das muntere Hänschen die Rechte entgegen. Was war natürlicher, als daß ihr Vater und ich sofort beschlossen, unseren Weg bis Bergen in Gemeinschaft zu unternehmen, und bald rollten wir auf einem freilich keineswegs bequemen Fuhrwerke

doch in heiterster Unterhaltung Sargard entgegen. Hier aber gönnten wir uns keinen Aufenthalt, sondern gingen unverweilt nach dem nahen Dubberworth, dem größten Hünengrabe Rügens.*) Als wir aber des etwa 30' hohen Grabes ansichtig wurden, rief Hänschen enttäuscht: „O weh, das Grab liegt ja nicht offen, ich hätte doch gar zu gerne hineingeschaut! Wenn ich keine eisenbepanzerten Riesen zu sehen kriege, dann verlasse ich recht unbefriedigt die Insel.“

„Vor allem verlerne, dir die Hünengräber als Bestattungsorte für Menschen von übernatürlicher Größe vorzustellen. Die darin Begrabenen waren nicht größer als das jetzt hier lebende Volk. Dann aber bist du in einem weiteren Irrthum befangen, wenn du dir die stillen Bewohner dieser Grabstätten



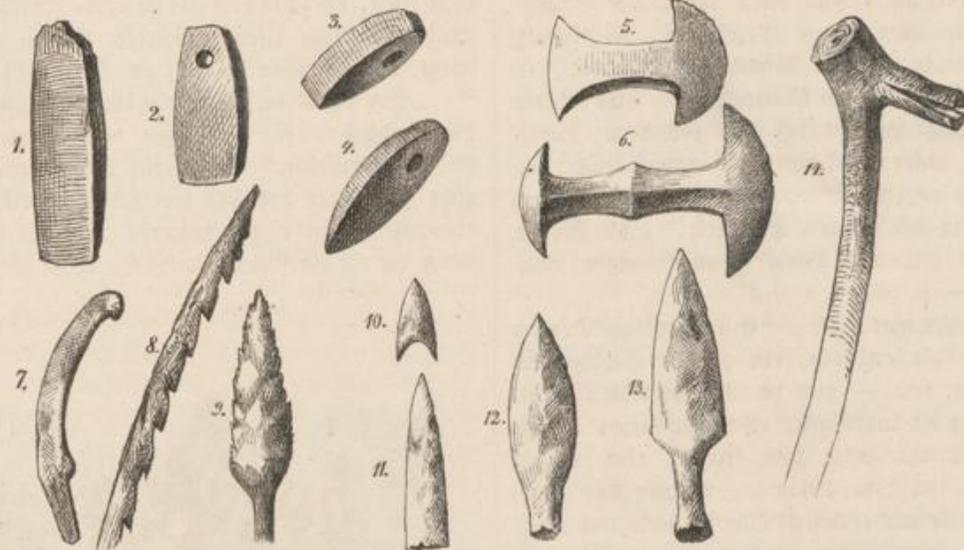
in der Rüstung eines Ritters denkst. Gar mancher ist eingesenkt worden, ohne je nur ein Stückchen Eisen gesehen zu haben; um so weniger konnte er das Panzerkleid der Ritter tragen.**)

*) An zahlreichen Plätzen der Insel, besonders der Halbinsel Jasmund, finden wir Grabmale der Urbewohner, sogenannte Hünengräber, die meist kleine Hügel bilden, öfters auch nur durch aufgebäufte große Steine oder einen einzigen mächtigen Steinblock auf kleiner Erhöhung gekennzeichnet werden. Die schöne Zeichnung des verehrten Altmeisters Friedrich Preller, die wir hier S. 186 mittheilen, zeigt ein solches Hünengrab letzterer Art, von sturmzerzausten Eichen überragt. — Auch diese großen Steine auf den Hünengräbern werden oft als Opfersteine bezeichnet. Der Herausgeber.

***) Ein Freund des Herausgebers, der mit seinen jungen Jünglingen die Insel vor einigen Jahren besuchte, hatte das Glück, der Eröffnung einiger dieser Gräber beizuwohnen. Die in denselben aufgefundenen Urnen, Stein- und Broncewaffen wurden der reichen Sammlung des Fürsten von Putbus zugeführt. Mehr als diese rohen Waffenarbeiten bewunderte er den aus Steinen gebildeten Grabraum selbst, der, was im

eine Zeit, wo die Menschen noch kein Metall kannten und sich behelfen mußten mit Werkzeugen, die sie sich mühsam aus Stein bereiteten. Die Gelehrten, welche sich mit der Urgeschichte der Menschheit beschäftigen, reden darum sogar von einer Steinzeit. Da wurden Aexte (Fig. 1—6), Messer (Fig. 7), Mei-

Stein gefertigt, was wir jetzt aus Eisen darstellen. Sieh hier in meinem Notizbuche einige Abbildungen solcher Geräthschaften, wie ich sie erst kürzlich im Museum nordischer Alterthümer zu Kopenhagen gesehen habe. Du kannst aus der Zusammenstellung ohne Mühe gewahren, wie sie allmählich vollkommener



sel, Pfeil- (Fig. 10) und Lanzenspitzen (Fig. 11—13), selbst Sägen (Fig. 8 und 9), kurz fast alles aus

wurden. Mit diesen Instrumenten zu arbeiten mußte für uns, die wir an die weitaus besseren von Metall gewöhnt sind, unerträglich sein. Und gleichwohl waren diese Werkzeuge meist bei weitem werthvoller als heute unsere besseren, weil ihre Herstellung mit viel mehr Schwierigkeiten verbunden war.“

hohen Grade auffällt, von beinahe geradlinigen Flächen begrenzt wird. Unförmliche Steine sehen die Wände der Kammern zusammen, sind aber an der innern Grabseite zu jenen geraden Flächen abgeschliffen worden.

Alle auf der Insel vorkommenden Steine sind sogenannte erratiche Blöcke, Granit-Felsbrocken, die zu der Eiszeit, von der ihr schon mehrfach in diesen Blättern gehört habt, von Gletschern der mächtigen Urgebirge Norwegens in die Ebene herabgebracht, auf gewaltigen Eisschollen, die sich losrissen, fortgetragen, und dann am Feslande und auch hier auf der Insel abgesetzt worden sind. Bedenkt man, daß diese zum Theil riesigen Steinblöcke von den Bewohnern ohne alle andern Mittel, als mit einfachen Hebebäumen und Rollen aus weitem Umkreise hier zusammengerollt, und mit ihren stumpfen Steinwerkzeugen diese harten Granite zu jenen ebenen Flächen polirt worden sind, so erfüllen uns die Riesenanstrengungen des rohen Naturvolks mit einer innigen Theilnahme. Wir werden gerührt von der Verehrung, welche diese Söhne der Wildniß für ihre Verstorbenen gefühlt haben müssen. Wahrscheinlich haben auch gewisse religiöse Vorstellungen dabei mitgewirkt, ähnlich denen, welche die Aegypter zur Ausführung ihrer riesigen Steingrabmale veranlaßten. Spätere Geschlechter nahmen an, daß die Kräfte gewöhnlicher Menschen nicht ausgereicht haben würden, jene Felsstücke zusammenzuwälzen, und so erdichtete sich denn die Einbildungskraft des Volkes riesige Gestalten (Günen), die diese Thaten vollbracht haben sollten. Auch nahm man an, daß die oft sehr umfangreichen Grabstätten die Gräfte jener Günen seien. Ueberall auf der Insel leben noch heute im Munde des Volkes die Sagen von den Thaten und Kämpfen der Riesen der Vorzeit. D. S.

„Darf ich Sie wohl auch etwas fragen?“ sprach schüchtern einer von den drei wandernden Schülern, die wir bereits am Grabhügel gefunden hatten.

„Nur ohne Scheu heraus, junger Freund! Indeß höre im voraus, daß noch viele Räthsel nicht gelöst sind, die sich auf die Zeit beziehen, von der wir eben reden.“

„Ich wollte nur fragen, wie die Leute in der Steinzeit Aexte und Hacken gebrauchen konnten, die kein Loch für den Stiel hatten; wir haben solche heute in der Sammlung des Herrn Hausmann in Sargard gesehen.“

„Die Frage ist leicht zu beantworten. Die Aexte steckten sie in den Spalt eines Stieles und banden sie dann mit Riemen fest. Bedurften sie aber einer Hacke, so wählten sie einen Ast, der schon die Form der Hacke besaß, und spalteten ihn ebenfalls zur Aufnahme für den Stein, wie dir diese kleine Abbildung zeigen mag. (Fig. 14.)

„So einfach aber auch diese Art der Werkzeuge ist, so nahm ihre Herstellung doch unglaublich viel Zeit in Anspruch.“

„Die Leute lebten aber auch viel länger als wir!“ fiel mir Häschen in die Rede.

„Wenn wir von der Zahl der Jahre reden, die ein Mensch erreicht, so lebte das Volk der Steinzeit wohl nicht länger als wir. Denken wir aber daran, daß des Menschen Lebenszeit nach der Summe seines Wirkens, nach seiner ersprießlichen Arbeit für die Erhaltung und den Fortschritt des Menschengeschlechts bemessen werden soll, so leben wir heute, falls wir unsere Kräfte gebrauchen wollen, vielhundertmal länger als die „Steinleute“, wie du dich vorhin ausdrücktest.“

„Vielhundertmal länger! Was sagen Sie?“

„Ja, das sagte ich und habe damit nichts übertrieben. Ein Beispiel soll mich euch deutlicher machen. — Wir hörten schon, daß die Herstellung einer Steinart Monate in Anspruch nehme.

„Aber wer hat uns denn das gesagt?“

„Das hat uns die Beobachtung und der Vergleich gesagt. Noch heute finden wir Südsceinsulaner, die ihre Werkzeuge aus Stein bereiten, die also eben erst auf der Culturstufe stehen, welche wir in vorgeschichtlicher Zeit bei den Völkern Europas fanden. Ihre Steingeräthe zeigen auffallende Aehnlichkeit mit unseren Gräberfunden, und so ist es uns bei den Südsceinsulanern möglich abzuschätzen, wie lange die Verfertigung beispielsweise einer Art in Anspruch nimmt. Nun beobachtet einmal unseren Eisenarbeiter in seiner Werkstätte. Wie schnell ist eine Art geschmiebet, eine zweite wird sofort begonnen und bis der Abend kommt, liegt eine Anzahl am Boden. Bringen wir jetzt noch in Anschlag, daß die Eisenart so viel brauchbarer ist als die Steinart, so werdet ihr leicht ermessen, wie viel hundertmal mehr unser Eisenarbeiter wirkt als der Südsceinsulaner.“

„Wie seltsam, was Sie da sagen! — aber wahr ist's doch. Wenn ich einen Strumpf stricke in zwei Tagen und der Weber webt in gleicher Zeit zwanzig von gleicher Güte, so hat er sich freilich zwanzigmal nützlicher gemacht.“

„Man redet auch von einer Bronzezeit,“ begann wieder der Knabe; „darf ich noch fragen, wie die Leute die Bronze kennen lernten?“

„Auf diese Frage kann ich dir eine so bestimmte Antwort wie vorhin nicht geben; denn selbst die Alterthumsforscher sind hierüber noch nicht ganz einig. So behaupten manche, daß die Herstellung der Bronzegegenstände, die hier wie anderwärts gefunden werden, den Ureinwohnern selbst zuzuschreiben sei.“

„Warum denn auch nicht?“ unterbrach mich

Deutsche Jugend. X.

wieder Häschen mit Feuer; „sind denn unsere Vorfahren so gar viel unanstelliger gewesen als Griechen und Römer?“

„Einmal sei dir gesagt, daß die auf uns gekommenen Bronzegegenstände nicht nur Germanen angehörten. Aber auch den andern Völkern, die einst hier hausten, soll geistige Begabung nicht abgesprochen werden. Dann aber lehrt uns hier wieder der Vergleich mit der Gegenwart, wie es ähnlich in grauer Vorzeit hergegangen sein mag. Führen nicht die Engländer und sonstige handeltreibende Völker die Erzeugnisse unseres Kunstfleißes den entlegensten uncultivirten Völkern zu? Ganz gewiß machten es die Phönizier, die Griechen und Römer nicht anders. Wenn diese gebildeteren Völker z. B. Bernstein eintauschten, sollten sie dann nicht ihre Erzeugnisse dagegen ausgetauscht haben? Zweifellos!“

„Nein, jetzt gebe ich mich so schnell nicht gefangen! Wenn auch die genannten Völker Bronzegegenstände nach Mittel- und Nordeuropa brachten, so konnten die Bewohner dieser Gegenden doch auch solche herstellen; englische Stahlwaaren gehen auch nach Deutschland, und doch werden auch solche hier gemacht.“

„Dein Einwand freut mich; doch kann ich ihn nicht gelten lassen. Denke dir, ein deutscher Ort werde wie Pompeji verschüttet und nach Jahrtausenden wieder ausgegraben. Glaube mir, es würde niemand bezweifeln, daß die aufgefundenen Metallwaaren von dem hier untergegangenen Volke gemacht worden sind oder hätten gemacht werden können, weil alles Uebrige, was sich vorfände, auf eine hohe Culturstufe des hier untergegangenen Volkes schließen ließe. Ein Volk, das Gebäude aufführen und ausstatten kann wie wir, das kann auch die darin gefundenen Metallgegenstände herstellen. — Nun denke dir, ein indianisches Dorf sei zu gleicher Zeit mit dem deutschen Orte untergegangen und auch wieder ausgegraben worden. Würden wohl die Leute, welche die Fundstätte prüften, glauben, daß etwa eine aufgefundene Jagdbüchse oder eine Münze von den Indianern, die in allem Uebrigen auf einer so tiefen Bildungsstufe standen, verfertigt worden sei? Nimmermehr!“

In demselben Falle befinden wir uns den Steinleuten gegenüber. Die Metallarbeiten sind so ungleich feiner gebildet, als die in denselben Gräbern gefundenen Stein- und Thongegenstände, daß wir nicht annehmen können, sie seien von derselben Hand gemacht. Außerdem haben aber auch diese Metallgegenstände oft so auffallende Aehnlichkeit mit solchen,



Sämenröder auf Stügen.
Original-Zeichnung von Friedrich Pfeiffer.

wie man sie z. B. in alten etruskischen Gräbern gefunden, daß die Vermuthung sehr nahe liegt, beide seien von einem und demselben Volke gefertigt worden. Endlich ist noch zu erwähnen, daß in Mittel- und Nordeuropa keine Schlackenhalben bekannt sind. Somit kann man auch nicht annehmen, daß hier einst Erzschmelzen bestanden, die aus Kupfer und Zinn die Bronze darstellten. — Nun Hänschen, was sagen wir jetzt?"

"Jetzt weiß ich freilich keinen Einwand mehr, aber —"

"Kein Aber mehr!" unterbrach nun der Vater die junge Wißbegierige, "denn wir müssen fort! Dort hält schon unser Wagen und es ist noch ein gutes Stück Weges bis Bergen! Unterwegs kannst du noch genug fragen!"

Wir bestiegen unseren Wagen, und das trabende Pferdchen brachte uns zur Lütkower Fähre, einem Damme, der die Halbinsel Rasmund mit der Hauptmasse Rügenschens Landes verbindet und so den kleinen Rasmunder Bodden (Bezeichnung einiger Buchten und Strandseen der Ostsee) von der See trennt.

— "Ueber diesen Damm hin schlugen die Wogen bei der Sturmfluth anno 72!" belehrte uns der Fuhrmann, "und sie haben einen werthvollen Goldschmuck zu Tage gefördert, der jetzt im Museum zu Stralsund aufbewahrt wird!"

"Einen Goldschmuck?" rief Hänschen erregt; "sollten wir nicht noch einmal suchen, vielleicht machen wir auch einen solch werthvollen Fund?"

"Bleibe nur ruhig sitzen, liebes Kind, und Sorge, daß du deine Habseligkeiten wieder mit nach Hause bringst, dann will ich dabei annehmen, wir hätten einen Fund gemacht!"

Kurz vor Bergen hielt unser Kutscher und rieth uns auszustiegen, weil wir von hier aus dem Rugard, jenem bedeutenden Erdwall von 150 Meter Höhe, der einst eine Burg der Rügenschens Fürsten getragen haben soll, näher seien. Mit leichter Mühe erstiegen wir diesen höchsten Punkt der Insel, der uns eine schrankenlose Umsicht gewährte.

"Sehen sie nur, wie wunderbar sich Land und Wasser ineinander schieben! Das ist ja ein höchst unterhaltender Anblick! Ganz in der Ferne gewahre ich gegen Norden wieder Arcona, aber noch viel kleiner als gestern Abend. Dort breiten sich auch die Wälder von Rasmund aus. Ihr dunkleres Grün hebt sich angenehm von den vielen blauen Wasserspiegeln und vom fernen Meere ab. Aber auch Ortschaften beleben das freundliche Bild. Sieh nur, Vater, dicht vor uns im Rasmunder Bodden die allerliebste Waldinsel, da möcht' ich wohnen!"

"Da würde ich mir lieber dort im Süd-Osten das schöne Jagdschloß des Fürsten Putbus zum Wohnsitz erwählen, dessen helle Thürme den großen Wildpark der Granitz überragen."

"Vater, diesmal geb' ich dir Recht, ach, das schöne Jagdschloß! Da kann aber die Halbinsel Mönchgut, wo die Leute noch ihre eigenthümlichen Sitten und Trachten bewahrt haben, nicht weit davon entfernt sein."

"Gewiß nicht, es ist die Halbinsel, die sich südlich von der Granitz in's Meer erstreckt!"

"Wie heißen denn die kleinen Inseln, die noch folgen?"

"Die kann und will ich dir nicht alle sagen, denn du behältst sie doch nicht; das aber merke dir, daß du hinter diesen Inseln noch einen Theil der fernen Insel Usedom gewahrst. Auch kannst du dort die Thürme von Wolgast und weiter rechts die von Greifswald sehen. Und wenn du dich noch weiter drehst (merkst du, daß du bereits nach Süden schaust?), so siehst du die mächtigen Kirchen von Stralsund."

"Wie haben die Fürsten von Rügen hier schön gewohnt! Daß auch kein Stein mehr von ihrem Schlosse vorhanden ist! Diese Insel blieb doch gewiß verschont, wenn draußen auf dem Festlande der Krieg tobte."

"Leider irrst du, denn gerade Rügens Geschichte ist eine sehr wechselvolle, da um ihren Besitz viel gestritten wurde. Als im 9. Jahrhundert die ersten Missionare die Insel betraten, fanden sie dieselbe von Wenden bevölkert. Doch ist anzunehmen, daß vor diesen schon Germanen hier gehaust. — Zwar wurde Rügen lange von einheimischen Fürsten regiert; doch konnten dieselben nur mit Mühe gegen die mächtigeren Nachbarn, insbesondere gegen die Dänen, ihre Selbständigkeit behaupten. Das mit der Fremdherrschaft aufgedrungene Christenthum faßte lange keine Wurzel in den Herzen der heidnischen Wenden und mußte dem Götzendienste wieder weichen, sobald das fremde Joch abgeworfen war. Erst um 1200 wurde mit zahlreichen deutschen Einwanderern auch das Christenthum hier heimisch. Aber nicht nur der heidnische Gottesdienst, sondern auch das wendische Volksthum verschwand, und heute erinnern an beide nur noch die zahlreichen Opfersteine und die Ringwälle*), hinter denen ein kleiner aber freihetliebender wendischer Volksstamm einst in ver-

*) Solche Ringwälle finden sich auf verschiedenen Anhöhen der Insel. Der mächtige Wallring im schönen Buchenwalde von Sahnitz nimmt wohl den Umfang einer kleinen Festung ein.

zweifelt dem Kampfe umsonst gegen die stärkeren Germanen rang. — Schweden, das während des dreißigjährigen Kriegs, der auch Rügen an den Rand des Verderbens brachte, die Insel in Besitz nahm, behielt dieselbe bis 1815. Seitdem gehört sie zu Preußen, und ihre Söhne haben mitgekämpft die glorreichen Schlachten, denen wir ein geeintes Vaterland verdanken. Ja gerade Rügen hat uns den herrlichen Sänger Ernst Moritz Arndt gegeben, der mit dem Feuer alttestamentlicher Propheten unser Volk aufrief zum Kampf für die theuersten Güter des Menschen, als Deutschland unter der Fremdherrschaft schwachtete. Sein ergreifendes Lebensbild ist auch in den letzten Hefen vorggeführt worden. Dem Dichter zum Gedächtniß wird auch der Thurm hier zu unserer Seite errichtet, der bereits eine stattliche Höhe erreicht hat.

Der rügensche Knabe stritt nachmals als Mann unermüdblich dafür, daß der ferne Rhein „Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ sein solle, — der schöne Rhein, dem ich nun wieder unversehrt zufließen werde.“

„Aber es scheint ja, als wollten Sie uns augenblicklich verlassen?“

„Ja, liebes Hänschen, das muß ich, denn noch heute gedenke ich im Parke zu Putbus die Abendkühle zu genießen, um morgen von Lauterbach aus mit dem Dampfer nach Greifswald zu fahren.“

„Nach Putbus wollen Sie? Sie werden glauben in eine umfangreiche Stadt zu gelangen, wenn sie den Circus, einen sehr großen, kreisrunden Platz betreten, der zum Theil von stattlichen Häusern um-

rahmt ist. Schöner aber als dieser Circus ist die Promenade, die sich an dem fürstlichen Parke hinzieht. Da werden Sie sich an den Bäumen, insbesondere an den mächtigen Linden und Eichen erfreuen. Zwischen hindurch schauen sie in die Wiesengründe des Parks, wo sich weidende Hirsche unbekümmert um die promenirenden Vabegäste behaglich umhertreiben. Aber auch den Park selbst müssen sie betreten und das schöne, ganz neue Schloß in Augenschein nehmen. Die Vorderseite ist mit sechs mächtigen Säulen geschmückt; mir aber gefällt die Rückseite doch besser. Da steigt man über anmuthige Terrassen vom Schloß hinab in die lieblichen Gartenanlagen und Rasenplätze, aus denen die klare Fluth eines Teiches hervorleuchtet. Wie oft schon habe ich da gefessen und den Schwänen zugeschaut, die majestätisch über den Wasserspiegel dahin glitten. — Ist es denn wirklich Ihr Ernst, heute noch nach dem schönen Putbus zu wandern?“

Ich hätte Sie noch so viel über die Stein- und Bronzezeit zu fragen gehabt, aber nun merke ich, daß wir in der Dampfzeit leben; denn heute lernen sich Menschen kennen und morgen hat sie wieder der Dampf wer weiß wie weit auseinander geführt. Warum wollen Sie aber auch so plötzlich fort? Ich behalte Ihnen das Skizzenbuch zurück, dann verweisen Sie gewiß noch ein wenig!“

„Hänschen, soll ich zum Schlusse noch Hans sagen?“

„Nein, nein, das sollen Sie nicht, ich will lieb und brav sein; hier ist das Buch und hier Hänschens Hand und nun leben Sie wohl!“

Der Weitgereiste. Von Julius Sturm.

Silhouette von Fedor Klinger.



lein Männlein zog aus seinem Haus
Einst kühn auf Abenteuer aus;
Ein Dorn als Schwert ihm dienen muß,
Als Helm die hohle Haselnuß.

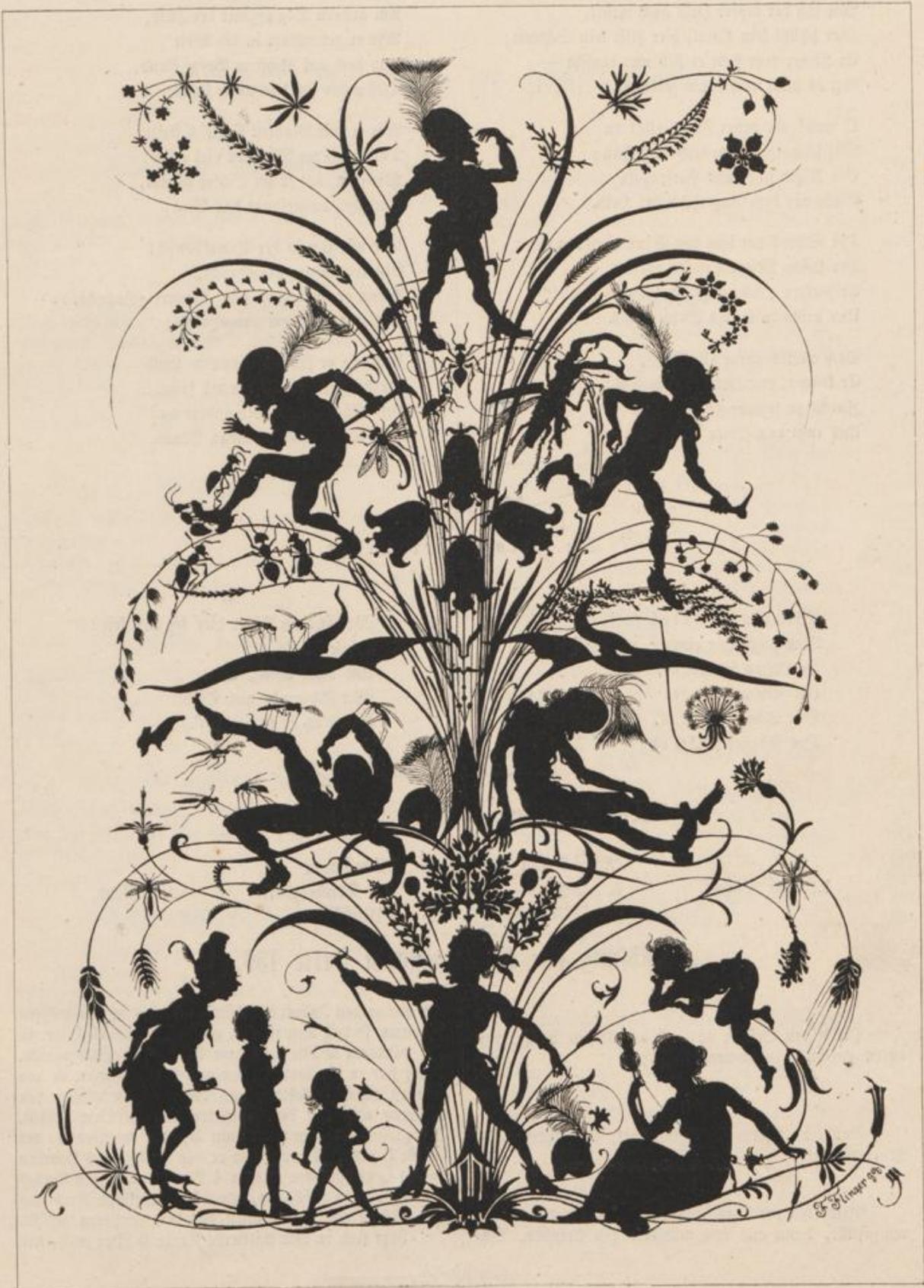
Dicht stehn die Halme rings umher,
Sich durchzudrängen fällt ihm schwer;
Jetzt hat er einen Berg erschaut,
Ameisen haben ihn gebaut.

Der kleine Held steigt keck hinan,
Die Welt liegt vor ihm aufgethan.
Doch plötzlich fühlt er Stich auf Stich
Und zappelt, haut und sticht um sich.

Viel Hunde sind des Hasen Tod,
Klein Männlein kommt in große Noth,
Es läuft bergab, so schnell es kann,
Bis es dem schwarzen Volk entraun.

Es seufzt: „Wie brennt die Sonne heiß!“
Und wischt sich von der Stirn den Schweiß;
Zum Glück sieht es ein großes Blatt
Und wählt hier seine Ruhestatt.

Doch sucht es hier vergeblich Ruh,
Denn kaum schließt es die Augen zu,
Zersticht ihm schon Gesicht und Arm
Gar jämmerlich ein Müdenschwarm.



Wie sich der tapf're Held auch wehrt,
Hier schlägt kein Helm, hier hilft kein Schwert;
Er flieht; jetzt steht er still und lauscht —
Hat es nicht neben ihm gerauscht?

O weh! ein neuer Feind rückt an
Mit schwarzem Harnisch angethan;
Ein Käfer ist's, und Fersengeld
Sieht vor dem Ungethüm der Held.

Der Schreck hat ihm den Sinn verwirrt,
Der kleine Mann hat sich verirrt.
Er seufzt: „Ach, wär' ich doch zu Haus!“
Und bricht in lautes Weinen aus.

Doch endlich endet alle Noth,
Er kommt, ermüdet bis zum Tod,
Zurück zu seinem sichern Haus
Und ruht von seiner Reise aus.

Am andern Tag erzählt der Held,
Wie er gewandert in die Welt
Und hoch auf höchstem Berge stand,
Tief unter sich das weite Land;

Wie er mit Mohren siegreich stritt,
Doch auch der Wunden viel erlitt;
Wie ihm, als er im Schlaf geruht,
Vampyre ausgefangt das Blut;

Und wie ihn in der Urwaldsnacht
Ein Ungeheuer umgebracht,
Wenn er nicht kühn sein Schwert gebraucht,
Bis es den Drem ausgehaucht;

Und wie er sich aus fremdem Land
Zurück zur lieben Heimath fand.
Und Alles staunt verwundert an
Den kühnen, weitgereisten Mann.

Räthsel.

Von **Otto Sutermeister.**

1.

Eines ist's und ist doch zwei,
Nun rathe mir einmal, was es sei!
In Lüften schwebt es,
Im Zimmer lebt es,
Den Säng'er trägt es,
Der Säng'er schlägt es.

2.

Was für ein Thier biet' ich euch feil?
Ohne Flinte
Und ohne Pfeil,
Mit Federrohr und Tinte
Schoß ich es in der Eil'.

Auflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Der Dampf.

2. Seide — Eid.

3. Taucherglocke.

4. Mond.

5. Luftschloß.

6. Dornröschen.

Auflösung der Knackmandeln Seite 159.

I.

Die beiden Brüder sind auf der 48sten Stufe, von unten gerechnet, zusammengetroffen.

II.

Das eine Pferd hat 800 Mark, das andere 300 Mark gekostet.

III.

Alfred hat zuerst aus dem großen Korbe den mittleren gefüllt, dann aus dem mittleren den kleinsten. Da-

rauf hat er den Inhalt des kleinsten Korbes in den größten geschüttet, so daß nun in dem größten Korbe 10 Liter, in dem mittleren 2 Liter, in dem kleinsten 0 Liter waren. Dann hat er die beiden Liter aus dem mittleren in den kleinsten Korb geschüttet, aus dem größten wieder den mittleren und aus dem mittleren den kleinsten gefüllt. Der größte Korb enthielt nun 3, der mittlere 4, der kleinste 5 Liter. Darauf hat er den Inhalt des kleinsten Korbes in den größten und die 4 Liter des mittleren Korbes in den kleinsten geschüttet, dann den mittleren Korb aus dem größten und den kleinsten aus dem mittleren gefüllt. Jetzt sind in dem mittleren Korbe 6 Liter enthalten.

